Mein Nachbar Raimund.

Von

Paul de Kock.

Aus dem Französischen

von

L. von Leiferde.

J. M. Schneider
Ant: Buchhandlung
MÜNCHEN, Neuhauserstr. 10.

Berlin.
J. Gnadenfeld & Co.

I.

Die Grisette.

Ich ging eines Sonnabend abends allein auf den Boulevards spazieren und stellte gegen meine Gewohnheit ernste Betrachtungen an, über Gegenwart und Zukunft, die sich, glaube ich, auch auf den aufgehenden Mond erstreckten, auf welchem ich schon Berge, Seen und Wälder sah (mit etwas gutem Willen sieht man alles auf dem Monde), als ich plötzlich an jemand anrannte, den ich da oben nicht bemerkt hatte.

„Sehen Sie sich vor, mein Herr!“ sagte mir sofort eine weiche Stimme, welcher der Zorn nichts von ihrem Reize raubte.

Ich habe immer eine Schwäche für angenehme Stimmen gehabt, und schnell aus den ätherischen Regionen herabsteigend, sah ich mir die Person, die mich angeredet hatte, an.

Es war ein junges Mädchen von sechzehn bis achtzehn Jahren mit unter dem Kinn zugebundenem Häubchen, Kattunkleide und schwarzer Schürze. Aber ein reizendes Gesicht! . . . lebhafte, schelmische Augen, kleines Näschen, schöne Zähne, schwarzes Haar, und dabei Ausdruck in der Physiognomie und eine gewisse Grazie in der Haltung. Solche hübsche Sachen sah ich freilich auf dem Monde nicht.

Das junge Mädchen trägt einen Karton unterm Arme, gegen den ich, ohne es wollen, angelaufen bin; sie ordnet das um denselben geschlungene Band wieder und scheint zu fürchten, daß der Inhalt infolge meiner Ungeschicklichkeit gelitten habe.

„Wirklich, mein Fräulein,“ sage ich, „es thut mir leid . . . es war sehr linkisch von mir . . .“

„Wenn Sie vor sich gesehen hätten, wäre es jedenfalls nicht passiert.“

„Ich habe Sie doch nicht verletzt?“

„Mich? oh nein . . . ich fürchte nur, daß meine Blumen beschädigt sind . . . aber ich werd's zuhause wieder gut machen.“

Sie hatte ihre Schachtel wieder unter den Arm genommen und setzte ihren Weg fort. Es ist eine Blumenmacherin, sage ich mir, und das sind in der Regel keine Lukrezien, laß sehen, ob ich Bekanntschaft anknüpfen kann.

Ich rieskiere also von Zeit zu Zeit einige Worte:

„Sie gehen sehr schnell, Fräulein . . . Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten? . . . Es würde mich freuen, Ihr Kavalier zu sein . . . Darf ich Sie wiedersehen? . . . Gehen Sie oft ins Theater? . . . Ich könnte Ihnen Billets anbieten . . . Nehmen Sie sich in acht, Sie werden ausgleiten! . . .“ und andere schöne Reden dieser Art.

Auf alles dies antwortete sie nur:

„Ja, mein Herr; nein, mein Herr; lassen Sie mich, bitte . . . Sie verlieren Ihre Zeit . . . Folgen Sie mir nicht . . .“

Manchmal antwortete sie gar nicht, machte eine Bewegung der Ungeduld und ging auf die andere Straßenseite. Aber ich ging mit und riskierte nach einigen Minuten des Schweigens eine neue Phrase, indem ich meiner Stimme den zärtlichsten und sentimentalsten Ausdruck gab.

Ich begann indessen zu bemerken, daß die Kleine unzugänglicher war, als ich gedacht hatte, und daß ich den weiten Weg, den sie mich machen ließ, wohl vergebens machen dürfte. Seit einigen Minuten sagte ich nichts mehr, ihr hartnäckiges Ablehnen ärgerte mich, und ich schritt nicht mehr so rasch aus, so daß sie glauben konnte, ich folgte ihr nicht mehr. Aber trotzdem ich zwanzig Schritte hinter ihr war, verlor ich sie doch nicht aus den Augen.

Sie bleibt stehen, ich auch . . . Sie spricht mit jemand . . . ich gehe vor und erkenne einen jungen Mann; ich versuche, einige Worte aufzufangen und höre folgendes Zwiegespräch:

„Guten Abend, Fräulein Karoline.“

„Guten Abend, Herr Julius.“

„Sie kommen sehr spät nach Hause.“

„Wir haben viel zu thun, besonders Sonnabends, und dann habe ich einen Karton nach der Richelieustraße bringen müssen, das hat mich verspätet.“

„Was haben Sie denn in diesem?“

„Ein hübsches Rosenbouquet für meinen Hut zu morgen . . . ich habe es selbst gemacht . . . es ist sehr elegant, Sie

werden sehen . . . Ein Ungeschickter hat mich auf dem Boulevard angerannt, so daß ich es beinahe hätte fallen lassen."

Hier gehe ich tiefer in einen Hausflur, in welchen ich eingetreten war.

„Es giebt Leute, die beim Gehen auf nichts acht geben."

„Ich glaube, dies war ein Gelehrter; er sah nach dem Himmel."

„Hat er sich wenigstens entschuldigt?"

„Oh ja! . . . aber meine Tante wartet, sie würde mich schelten."

„Es thäte mir leid, die Ursache zu sein, daß Sie Unannehmlichkeiten hätten. Wir sehen uns also morgen?"

„Ja, meine Tante möchte sonst nicht erlauben wollen, daß ich tanzen gehe . . . Sie ist so gegen alles! . . . Haben Sie Billets zu Tivoli?"

„Ja, Fräulein, vier . . . Ich hole Sie ab . . ."

„Aber nicht so spät, Herr Julius."

„Oh, seien Sie unbesorgt . . . aber vergessen Sie nicht, daß wir den ersten Kontretanz zusammen tanzen . . ."

„So etwas vergißt man doch nie."

„Gute Nacht, Fräulein Karoline."

„Gute Nacht, Herr Julius."

Herr Julius tritt näher, das junge Mädchen hält ihm die Wange hin . . . Ich höre einen Kuß . . . Zum Teufel! es war wohl der Mühe wert, daß ich, um das zu sehen, bis zur Rosierstraße gelaufen bin!

Der junge Mann entfernt sich singend; das Mädchen macht noch einige Schritte und tritt dann in ein Haus, dessen Thür sie hinter sich zuschließt, während ich unbeweglich an der Gosse stehen bleibe.

Dieser Julius ist ihr Liebhaber . . . ja, alles verrät den ehrbaren Liebhaber, denn ich bin gewiß, daß er sie nur auf die Wange geküßt hat, und zudem deutet seine Unterhaltung nicht auf einen Verführer hin. Morgen Sonntag geht man nach Tivoli, jedenfalls mit der Tante, da er vier Billets hat. Nun, dann habe ich meinen Marsch entschieden vergeblich gemacht . . . Das wäre nicht das erste Mal. Schade, sie ist nett, sehr nett! Merken wir uns das Haus! Man weiß nicht . . . der Zufall kann einem manchmal dienlich sein.

II.

Die Blumenhändlerin.

Ich bin in einem der Boulevardtheater gewesen, dann einer Schönen nachgefahren, an der mein betrunkener Kutscher aber vorübergejagt ist, so daß ich sie aus dem Auge verloren habe. Wütend bin ich ausgestiegen und stehe nun in einer Straße, die ich nicht kenne. Da es indessen spät ist und ich keine Lust habe, die Nacht mit Marschieren zu verbringen, so suche ich mich zu orientieren. Nach einigen Schritten befinde ich mich an einem Orte, den ich erkenne: ich bin in der Märtyrerstraße, nahe der Barrière Montmartre. Zum Glück wohne ich St. Florentinstraße, und bis dahin ist es nicht weit.

Während ich so dahingehe, werde ich durch Rufe in meinen Betrachtungen gestört. Da dies Viertel nicht von gewählter Gesellschaft besucht wird und ich keine Lust habe, ein drittes Abenteuer zu suchen, so beschleunige ich meine Schritte.

Aber der Lärm dauert an: man schreit, flucht, schlägt sich, und Frauenstimmen rufen nach der Wache. Um jede unangenehme Begegnung zu vermeiden, biege ich in eine Seitenstraße ein, aber ich merke, daß man mir nacheilt, und bleibe endlich stehen, um Atem zu schöpfen; sofort hat man mich erreicht und mich am Arm erfaßt.

„Ach, mein Herr, retten Sie mich . . . führen Sie mich . . . beschützen Sie mich gegen diesen häßlichen Beauvisage, der mich jedem vor der Nase weg entführen will. Hören Sie, wie er den Finemouche prügelt, diesen geriebenen Burschen? Meine Schwester ist nicht dumm gewesen und ausgerissen, sobald es Hiebe gesetzt hat; mich hat sie dagelassen, damit mir alles auf den Buckel kommt, und sie geht vielleicht zur Mutter und erzählt ihr Brandgeschichten... Sie sind meine einzige Hilfe, mein Herr, sonst bin ich verloren."

Während die Person, die mich angehalten hat, mich in dieser

Weise anredet und sich dabei nur unterbricht, um sich mit dem Handrücken die Augen zu wischen, betrachte ich sie und suche bei dem trüben Lichte einer Laterne ihre Züge zu erkennen.

Sprache und Anzug zeigen mir schnell, mit wem ich zu thun habe: ein rotes, mit schwarzem Samtgürtel festgehaltenes Kleid, eine runde Haube mit großem Spitzenrande, ein farbiges, vorn zugebundenes Tuch, auf welchem ein goldenes Kreuz hängt, alles dies zeigt mir klar, daß ich eine Markthändlerin vor mir habe.

Sehen wir wenigstens, ob sie hübsch ist . . . ei, fürwahr, sehr nett; die Augen, wenn auch voll Thränen, haben einen Ausdruck der Offenheit, der sie durchaus interessant macht; ihre bekümmerte Miene wird manchmal durch ein an mich gerichtetes Lächeln gemildert, und dies Lächeln, welches eine Kokette nicht so angenehm vorbringen könnte, zeigt mir zwei Reihen sehr weißer Zähne, die noch durch keine Mittel vom Parfümeur verdorben sind.

Doch trotz der Nettigkeit meiner neuen Bekanntschaft zögere ich, ihren Arm zu behalten, der sich um den meinigen gelegt hat. Mit solch hübschem Gesicht verkauft man weder Fische noch Fleisch; es ist entschieden eine Blumenhändlerin; aber ich will keine Blumenverkäuferin zur Maitresse haben: man könnte sich höchstens, wenn die Gelegenheit sich darböte, eine Laune gestatten . . . Ich habe jedoch heute Abend kein Glück und will nichts mehr versuchen. Entledigen wir uns dieses jungen Mädchens.

Ich mache so sanft wie möglich den Arm los, der sich in den meinen gelegt hat, nehme eine sehr kalte Miene an und sage:

„Es thut mir sehr leid, Ihnen nicht angenehm sein zu können, aber ich kenne Sie nicht. Der Streit Ihrer Herren geht mich nichts an; Ihre Schwester ist fortgelaufen, machen Sie's ebenso. Mag Ihre Mutter denken, was sie will, das ist mir einerlei. Es ist Mitternacht vorbei; ich laufe schon lange genug in den Straßen umher und will zu Bett gehen."

„Wie, mein Herr, Sie weisen mich ab! . . . Sie wollen mich hier im Stich lassen . . . nicht einen Schritt abseits thun, um einem armen Mädchen einen Dienst zu erweisen, das durch einen unglücklichen Zufall, wie er jedem passieren kann, in Unannehmlichkeit und Trübsal gekommen ist! Ich wiederhole Ihnen, daß meine Mutter im stande ist, mir nicht zu öffnen, wenn ich ohne einen Bürgen, der meine Unschuld bestätigen kann, nach Hause komme."

„Und ich soll das bestätigen?"

„Na, würde Ihnen das den Mund verbrennen? . . . Zu-

dem, sind Sie ein feiner Herr, sie wird es nicht wagen, in Ihrer Gegenwart wütend zu werden, und wird mich anhören. Wenn ich aber nach Hause käme . . . da gäbe es etwas . . . Ach Gott, mein Pech auch! . . . Ich wollte schon gar nicht nach diesem Saale gehen, weil mir so was ahnte."

Und da geht wieder das Weinen und Stöhnen los, untermischt mit Fußstampfen, vielleicht reißt sie sich noch die Haare aus . . . das wäre schade, denn dieselben fassen das naive, freimütige Gesicht so gut ein. Ich habe kein Herz von Stein und fühle mich durch die Verzweiflung des Mädchens bewegt. Wäre sie fein gekleidet gewesen, so hätte ich ihr ja schon längst meine Dienste angeboten.

Ich nähere mich der Schönen, die sich auf einen Bordstein gesetzt hat, einen Zipfel ihrer Schürze an die Augen hält und schluchzt:

„Fräulein . . ."

„Mein . . . Herr . . ."

„Wie heißen Sie?"

„Ni . . . i . . . izette."

„Nun gut, meine liebe Nizette, beruhigen Sie sich; weinen Sie nicht mehr und nehmen Sie wieder meinen Arm. Ich werde Sie zu Ihrer Mutter begleiten."

„Wirklich?"

Sie macht einen Freudensprung; ich glaube sogar, sie will mich umarmen . . . aber sie begnügt sich damit, meinen Arm zu nehmen, drückt ihn stark und sagt:

„Oh, ich wußte wohl, daß Sie nicht im stande wären, mich in Verlegenheit zu lassen . . . Ich bin doch ein anständiges Mädchen, mein Herr; das ganze Viertel wird Ihnen sagen, daß Nizettens Ruf rein ist, wie Quellwasser . . . Aber meine Mutter ist so böse . . . und dann meine Schwester, die eifersüchtig ist, weil sie sagt, ich machte Finemouche Sirenenaugen . . ."

„Das können Sie mir alles unterwegs erzählen. Wohin gehen wir?"

„Oh, es ist 'ne kleine Strecke. Ich habe meinen Stand am Roten Kreuz und wohne St. Margaretenstraße, wo meine Mutter Obsthändlerin ist."

Vom Faubourg Montmartre nach dem Roten Kreuz! . . . das ist zum Totlaufen. Wenn ich wenigstens eine Drosche träfe! Aber es läßt sich kein Wagen sehen. Ich habe Nizette am Arm und lasse sie tüchtig ausschreiten.

„Sie sind Händlerin, Nizette; und was verkaufen Sie denn?“

„Bouquets, mein Herr, und zwar immer frische, wie ich mich rühmen kann.“

Ich wußte ja, daß sie Blumenverkäuferin war . . . wenigstens keine Häringsverkäuferin. Das giebt mir etwas Mut wieder und läßt mir den Weg nicht so lang erscheinen.

„Ah, Sie verkaufen Bouquets?“

„Jawohl, und wenn Sie schöne haben wollen, so kommen Sie zu mir; ich werde immer zu Ihren Diensten stehen, nachts wie bei Tage.“

„Ich danke Ihnen. Aber wie kommt es, daß Sie, da Sie im Faubourg Saint-Germain wohnen, nach der Barrière Montmartre zum Tanzen gehen? Ich dächte, Sie könnten in Ihrem Viertel Bälle finden.“

„Das will ich Ihnen erklären. Meine Schwester Fanchon hat einen Schatz, Finemouche, einen Brauer, einen schönen brünetten Burschen, in den alle Mädchen des Viertels vernarrt sind. Meine Mutter sagt, es sei ein Liederlich, und will nicht, daß Fanchon mit ihm umgeht; aber Fanchon hält an ihm fest und sucht hier und da mit ihm zusammen zu kommen, unter der Bedingung, daß er ihr nur in anständiger Absicht den Hof mache. Heute Morgen hat sie eingewilligt, in der Dämmerung einen Spaziergang nach Montmartre zu machen, ganz sentimental, um Milch zu trinken. Aber sie hat mich schon mitnehmen müssen, allein hätte sie Mutter nicht gehen lassen. Wir haben eine Tante vorgeschützt, welche auf dem Boulevard Apfelsinen verkauft; das war eine Ausrede von Fanchon. Ich begleitete sie nur widerwillig, weil Finemouche auch mit mir liebäugelt, ohne daß ich es erwidere . . . auf Ehre nicht! In Montmartre haben wir den Brauer getroffen, der gegen uns beide eselhaft galant gewesen ist. Als wir zwei Stunden umhergezogen waren, habe ich wieder nach Hause wollen; aber Finemouche sagte: Wir wollen uns erst ein Viertelstündchen im Grand-Salon ausruhen, um einen Salat zu essen und einen Walzer zu tanzen. Ich wollte nicht; aber meine Schwester liebt Walzer und Salat, und ich mußte nachgeben. Fanchon tanzte denn auch mit Finemouche; bis dahin ging alles gut. Da aber bringt der Zufall Beauvisage her, einen Schlächtergesellen aus unserer Straße. Das ist auch so einer, der allen Schürzen nachläuft und eine Leidenschaft für mich haben will.“

„Es scheint Ihnen ja an Anbetern nicht zu fehlen, Nizette.“

„Ja, es ist nicht meine Schuld; weiß Gott, ich empfange sie

alle mit geschlossenen Händen . . . aber diese Männer, je spröder man ist, desto versessener sind sie. Ich habe Beauvisage aber zu verstehen gegeben, daß seine Galanterien mir mißfallen; es hilft nichts: sobald ich einen Augenblick meinen Platz verlasse, finde ich sicher eine Wurst unter meinen Rosen und ein Eisbein auf meinem Ofen; und neulich, zu meinem Namensfeste, hat er mir sogar mit einer Weißwurst gratuliert . . . sogar 'ne Trüffelwurst! . . . Aber alles das rührt mein Herz nicht, ich habe ihm vor allen Klatschbesen des Viertels gesagt, daß ich nichts von ihm wissen wollte, und ihm seine Weißwurst an den Kopf geworfen. Er ist wütend fortgegangen und hat geschworen, daß er mich entführen würde. Sie verstehen wohl, daß ich vor Schrecken zitterte, als ich ihn in den Saal treten sah, um so mehr, da er ein Hitzkopf ist. Können Sie sich denken, daß er mich zum Tanze aufgefordert hat, als ob nichts passiert wäre? Ich hab's ihm direkt abgeschlagen, weil ich kein falsches Spiel treibe; er hat mich mit Gewalt fortziehen wollen. Da ist Finemouche herbeigekommen und hat ihm befohlen, mich sofort los zu lassen; aber er hat mich noch stärker gedrückt. Finemouche hat ihm dann so zugesetzt, daß sie hinausgegangen sind, um sich zu schlagen. Fanchon hat mir unrecht gegeben, weil sie wütend war, daß ihr Schatz sich meinetwegen raufen wollte. Aber das Schlimmste ist, daß Finemouche, der beim Salat oft getrunken hatte, von Beauvisage durchgeprügelt wurde. Fanchon ist davongelaufen, als sie ihren Geliebten auf der Straße liegen sah; ich wollte es auch thun, aber mein Hofmacher ist mir nachgelaufen . . . Endlich bemerkte ich Sie, mein Herr, das hat mir Mut gemacht; ich war überzeugt, daß Sie mich beschützen würden, und habe Sie am Arm ergriffen, das ist alles."

Die Geschichte Nizettens hatte mich amüsiert, und was mir dabei am meisten gefiel, war, daß sie brav zu sein und keinen Geliebten zu haben schien. Ich drücke ihren Arm zärtlicher.

„Mein Herr, glauben Sie, daß meine Mutter mich schlagen wird?"

„Ich sehe nicht ein, weshalb sie böse sein sollte; Sie haben nichts unrechtes gethan."

„Oh, einmal sollten wir nicht zu Tanze gehen."

„Daran ist Ihre Schwester schuld."

„Allerdings; aber Franchon wird sagen, daß ich schuld daran sei. Und dann muß ich Ihnen sagen, meine Mutter protegiert diesen Beauvisage, der nie ins Haus kommt, ohne eine achtzöllige Schlackwurst mitzubringen. Sie ißt leidenschaftlich Schlackwurst und

möchte deshalb, daß ich den Wurstmacher heirate, damit sie immer welche bei der Hand hätte. Aber ich habe dafür kein Ohr gehabt, und seitdem werde ich im Hause schief angesehen. Ich werde also die ganze Geschichte ausbaden müssen . . . ach, mein Gott! . . . es wird Schläge geben, das ist sicher."

„Arme Nizette, ich verspreche Ihnen, daß ich Ihnen bei Ihrer Mutter das Wort reden werde."

„Oh, ich bitte Sie darum . . . sie wäre sonst kapabel, mich nicht aufzunehmen und mich auf der Straße kampieren zu lassen . . . Dieser eklige Beauvisage! . . . dem danke ich das alles . . . ich würde lieber ins Wasser gehen, als seine Frau zu werden."

„Würden Sie in bezug auf Finemouche ebenso sprechen?"

„Ja, mein Herr; ich will einen Mann nach meinem Geschmack, und alle diese Burschen gefallen mir nicht."

„Sie haben also keinen Schatz?"

„Nein, mein Herr."

„In Ihrem Alter muß man aber doch lieben."

„Oh, ich hab's nicht so eilig. Aber wir nähern uns unserm Hause . . . ach, wie mir das Herz klopft!"

In der That fühlte ich, daß sie zitterte, und um sie zu beruhigen, nahm ich eine ihrer Hände und drückte dieselbe. Sie ließ mich gewähren, sie dachte nur an ihre Mutter.

Als wir in die Sankt-Margaretenstraße kommen, wagt Nizette nicht mehr weiterzugehen.

„Da ist's, mein Herr," sagt sie, „das Haus da hinter dem Thorwege."

„Nun, gehen wir weiter."

„Oh, noch einen Augenblick . . . warten Sie, daß ich erst zu Atem komme."

„Warum diese Angst? bin ich nicht da?"

„Oh, meine Mutter nimmt Sie vielleicht nicht gut auf."

„Wir werden Sie schon zur Vernunft bringen."

„Das wird schwer sein."

„Ihre Schwester hat mehr Schuld als Sie."

„Ja, aber sie liebt meine Schwester, und mich nicht."

„Aber schließlich sind wir doch nicht hierhergekommen, um die Sache nicht zu versuchen."

„Da haben Sie recht, mein Herr; gehen wir denn."

Wir sind vor dem Laden der Frau Jerome: so heißt die Mutter des Mädchens. Alles ist verschlossen und still; man bemerkt kein Licht im Innern.

„Schläft Ihre Mutter im Laden?"

„Ja, mein Herr, hinten."

„Wir müssen klopfen."

„Ach, wenn meine Schwester noch nicht zurück wäre!"

„Klopfen wir immerhin."

Ich klopfe, denn Nizette hatte nicht den Mut dazu; man antwortet nicht.

„Sie schläft sehr fest," sage ich zu der Kleinen.

„Oh nein; sie will nur nicht öffnen."

„Den Teufel, sie muß doch antworten!"

Ich klopfe von neuem, und wir hören Geräusch; es nähert sich jemand, und eine rauhe Stimme fragt:

„Wer klopft noch um diese Zeit?"

„Ich bin's, Mutter."

„So, Du bist's, Dirne! ... und Du glaubst, ich würde Dich mitten in der Nacht einlassen, nachdem Du eine Schlägerei veranlaßt und ein ganzes Viertel in Aufruhr gebracht hast! Schere Dich schnell Deiner Wege und komm' mir nicht mehr unter die Augen!"

„Mutter! . . . mach' bitte auf . . . Fanchon hat Dir etwas vorgelogen."

„Nein, nein, ich weiß alles. Du bist ein verwünschter Starrkopf. Ha, Du willst keine Schlächtersfrau werden! da geh' nur und treib Dich herum; wirst ja sehen, ob Du alle Tage Schlackwurst haben wirst."

Nizette weinte; ich hielt es an der Zeit, mich ins Mittel zu legen.

„Madam," rief ich durch die Thür, indem ich meine Stimme imponierend zu machen suchte, „Ihre Tochter hat nichts unrechtes gethan und Ihre Scheltworte nicht verdient, und wenn Sie sie auf der Straße lassen, so setzen Sie sie selbst der Gefahr aus, dumme Streiche zu begehen."

Ich erwarte eine Antwort, es kommt aber keine; doch ich höre, daß die Riegel zurückgeschoben werden.

„Sie sehen," sage ich zu Nizette, „meine Stimme und meine Einrede hat gewirkt. Ich wußte ja, daß ich Ihre Mutter zum Schweigen bringen würde. Trocknen Sie Ihre Thränen! sie kommt; ich bürge Ihnen dafür, daß ich sie zur Vernunft bringen werde und daß sie Sie nicht auf der Straße läßt."

Nizette hörte mich an, zweifelte aber noch, daß es mir gelingen würde, für sie Verzeihung zu erwirken. Da wurde die

Thür geöffnet und Frau Jerome erschien in Nachtjacke und Nachtmütze in derselben. Ich trete vor, um mich zu gunsten der Kleinen, die sich nicht zu rühren wagt, ins Mittel zu legen; ich will auch eine Phrase beginnen, die ich für geeignet halte, das Herz einer Mutter zu rühren, Frau Jerome läßt mir aber keine Zeit dazu.

„Du begleitest also dieses freche Geschöpf," ruft sie, „und willst mir Moralpredigt halten und zeigen, wie ich meine Töchter erziehen soll! Da, das ist für Deine Mühe."

In demselben Augenblicke giebt mir die Obsthändlerin eine Maulschelle, die mich nach der andern Seite der Straße fliegen läßt, dann tritt sie in ihren Laden zurück und schlägt die Thür hinter sich zu.

III.

Mein Nachbar Raimund.

Ich verharre fünf Minuten, ohne ein Wort mit Nizette zu sprechen; die Maulschelle Frau Jeromes hat meinen Eifer für ihre Tochter bedeutend abgekühlt. Als aber die Hitze meiner Backe abzunehmen beginnt, legt sich auch meine schlechte Laune etwas. Es ist doch nicht Nizettens Schuld; finden wir uns tapfer mit unserm Pech ab, und trösten wir die Kleine, deren Kummer dies letzte Ereignis noch vergrößert hat.

„Sie haben recht, Nizette; Ihre Mutter ist eine böse Frau.“

„Oh ja, mein Herr . . . ich sagte es Ihnen gleich. Es thut mir recht leid, daß Ihnen das passiert ist . . . aber wenn Sie nicht dagewesen wären, hätte ich noch viel mehr bekommen.“

„Dann ist ja alles gut abgelaufen.“

„Meine Mutter ist sehr lebhaft.“

„Allerdings.“

„Sie hat eine leichte Hand.“

„Ich habe sie sehr schwer gefunden.“

„Um ein nichts schlägt sie auf mich ein, besonders aber, seitdem ich Beauvisage abgewiesen habe . . . Ach, ich bin sehr unglücklich! . . . ich möchte in den Kanal springen.“

„Nun, nun, beruhigen Sie sich; das Dringendste ist jetzt, wo Sie schlafen können, da Ihre Mutter Sie ja entschieden nicht aufnehmen will. Haben Sie hier im Viertel Verwandte?“

„Ach Gott, nein, niemand . . . eine Tante, die Faubourg Saint-Denis wohnt; aber die würde mich nicht aufnehmen, sie hätte zu große Angst, sich mit meiner Mutter zu überwerfen.“

„Ich sehe, daß Frau Jerome der allgemeine Schreck ist.“

„Ach! ja.“

„Wo wollen Sie denn schlafen?“

„Bei Ihnen, mein Herr, wenn Sie es erlauben wollen, sonst auf dem Pflaster."

Es lag in der Antwort des Mädchens etwas so Aufrichtiges oder so Dreistes, daß ich mich einer Bewegung der Überraschung nicht enthalten konnte. Es kostet einen Mühe, bei einer Blumenhändlerin an Unschuld und Offenherzigkeit zu glauben. Doch ihre Sprache hatte etwas so Wahres und Überzeugendes . . . andererseits diese Augen voll sanften Ausdrucks, wenn sie voll Thränen standen . . . das kleine Stulpnäschen . . . die Art und Weise, wie sie mich am Arm genommen hatte . . . dieser Vorschlag, die Nacht bei einem jungen Manne zuzubringen! alles dies machte mich unsicher.

Ich muß mich jedoch entscheiden; Nizette sieht mich an, erwartet eine Antwort, ihre Augen sind bittend. Mein Herz ist schwach!

„Kommen Sie mit," sage ich endlich.

„Ach, mein Herr, wie gut Sie sind! wie danke ich Ihnen!"

Sie nimmt von neuem meinen Arm, und wir machen uns nach der Saint-Florentinstraße auf den Weg. Diesmal gehen wir schweigend dahin; ich denke an die Sonderbarkeit meines Abenteuers. Eine Händlerin von der Straßenecke mit nach Hause zu nehmen! Und der Leser beachte, daß ich nahe bei den Tuilerien wohne! Sie können also annehmen, daß ich ein Stutzer bin, aber ein Stutzer, der den Grisetten nachgeht . . .

Oh, das geschah, zum Zeitvertreib. Ich bin zudem kein Geck, und wenn mich eine Neigung, die ich nicht beherrschen kann, immer zu dem reizenden Geschlechte zieht, und mich Rang und Stellung vergessen läßt, so kann ich sagen: Das ist die Schuld des Schicksals.

Aber ich gehöre auch nicht zu den Leuten, die aller Schicklichkeit trotz bieten; es liegt mir daran, daß man mich im Hause, wo ich wohne, nicht für einen Mann halte, der mit der ersten, besten geht; und es giebt in jedem Hause böse Zungen . . . Ich habe besonders einen Nachbar . . . ah! . . .

Nizette darf also nicht gesehen werden. Beim Eintreten wird das hoffentlich leicht sein. Es ist mindestens ein Uhr morgens, die Schließerin wird schlafen, und wenn sie im Bette liegt und man klopft, so fragt sie einfach, wer da sei, und zieht dann die Schnur. Nizette kann also in meine Wohnung hinaufgehen, ohne daß sie gesehen wird. Aber morgen früh! . . . Frau Dupont,

die Schließerin ist neugierig und plauderhaft . . wie eine Schließerin, das sagt genug.

Wir haben die Brücken überschritten, sind die Quais entlang gegangen, und nähern uns endlich meiner Wohnung. Nizette geht nicht mehr so schnell, sie ist müde; und ich erst!

„Hier wohne ich.“

„Oh, das ist gut, denn ich bin ganz marode.“

„Ich auch, das können Sie mir glauben. Ich will klopfen.“

„Oh, die schöne Straße, das schöne Haus!“

„Nizette, machen Sie kein Geräusch, wenn wir die Treppe hinaufgehen, und sprechen Sie nicht.“

„Nein, mein Herr, seien Sie unbesorgt; ich will niemand aufwecken.“

„Still! . . . es wird geöffnet.“

Frau Dupont hat gefragt wer da sei, ich habe geantwortet, und wir sind im Hause. Alles ist dunkel.

„Geben Sie mir die Hand,“ sage ich leise zu Nizette, „und lassen Sie sich führen . . . aber vor allem kein Geräusch!“

„Nein, mein Herr.“

Ich führe sie nach der Treppe, die wir so sacht wie möglich hinaufgehen. Indessen wollte ich, ich wäre schon in meiner Wohnung. Wenn jemand seine Thür öffnet, könnte ich Nizette nicht verbergen.

Ich wohne im vierten Stock; denn um in der Saint-Florentinstraße eine hübsche Junggesellenwohnung zu haben, muß man teuer zahlen, selbst wenn man sehr hoch zieht. Auf demselben Flur wie ich wohnt ein Original von sechsunddreißig bis vierzig Jahren, mit einem Gesicht, welches unbedeutend wäre, wenn seine Anmaßung es nicht komisch machte; er ist von mittlerer Größe, will sich aber trotz seiner mit jedem Tage zunehmenden Beleibtheit etwas leichtes geben. Er besitzt viertausend Livres Rente, die es ihm gestatten, sich nur um die Angelegenheiten anderer zu kümmern; dabei ist er Dichter, Maler, Musiker, kurz, vereinigt, wie er sagt und glaubt, alle Talente, läßt sich aber von allen, und am meisten von den Frauen aufziehen, hat aber seine Nase überall, ist in jeder Gesellschaft, auf jedem Balle, und in jedem Konzerte, denn man liebt die Leute, welche lachen machen, sei's durch ihren Witz, oder wegen ihrer Lächerlichkeiten.

Wir setzen eben den Fuß auf mein Flur, als Herr Raimund plötzlich seine Thür öffnet, und im Hemde, ein Tuch um den Kopf,

ein Licht in der einen Hand, einen Schlüssel und Papier in der andern, vor uns erscheint.

Ich weiß nicht, ob ich weitergehen oder umkehren soll. Herr Raimund reißt die Augen weit auf, und Nizette bricht in ein Gelächter aus.

Ich will ihm wenigstens nicht die Zeit lassen, das junge Mädchen zu betrachten, und suche in der Tasche nach meinem Schlüssel, verwickele denselben aber in meinem Taschentuche . . . dann finde ich das Schloß nicht.

Herr Raimund, der meine Verlegenheit sieht, nähert sich mir mit boshaftem Lächeln, hält mir das Licht unter die Nase und sagt:

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen leuchte, Herr Nachbar . . . Sie sehen nicht . . . Sie stecken vorbei."

Gern hätte ich ihm die Maulschelle weitergegeben, die ich von Frau Jerome bekommen . . . aber ich muß an mich halten; ich danke, öffne, schiebe Nizette vor mir ins Zimmer, trete ein, und mache die Thür zu, ohne auf Herrn Raimund zu hören, der sich erbietet, mir mein Licht anzuzünden.

Aber plötzlich kommt mir eine Idee; ich nehme eine Kerze, öffne die Thür wieder und eile Raimund nach, den ich in dem Augenblicke, wo er einen gewissen Ort betritt, am Hemde zurückhalte. Ich drücke geheimnisvoll meinen Finger auf die Lippen.

„Was ist denn?" fragt Raimund, indem er sein Hemd von meiner Hand los macht.

„Sagen Sie nichts davon, daß Sie Agathe heute Abend bei mir gesehen haben."

„A . . . Agathe . . . wie? . . . aber Sie scherzen."

„Wir kommen von einem Maskenballe . . . sie hatte sich extra verkleidet, und . . ."

„Giebt es im Juli noch Maskenbälle?"

„Die giebt's so lange man will. Es war eine Geburtstagsfeier."

„Aber dies junge Mädchen . . ."

„Sie ist gut verkleidet, nicht wahr? Ich wette, daß Sie sie im ersten Augenblicke nicht erkannt haben. Aber das Kostüm . . . das Rot . . . das verändert alles."

„Meiner Treu, ich gestehe, daß ich nicht einmal eine Ähnlichkeit gefunden habe."

„Ich rechne auf Ihre Diskretion . . . Morgen werde ich Ihnen eine Erklärung geben weshalb . . . Sie werden über dies

Abenteuer lachen . . . Auf Wiedersehen, Herr Nachbar . . . gute Nacht! Erlauben Sie jetzt, daß ich meine Kerze anzünde."

„Viel Vergnügen, Herr Dorsan."

Ich gehe wieder in meine Wohnung. Mein Nachbar ist nicht besonders überzeugt, daß es Agathe ist; aber durch diese List habe ich mir wenigstens eine Antwort auf seine Schwatzereien vorbehalten; und sollte er schwatzen, so werde ich die Leute leicht überzeugen, daß er geschlafen, und die Dinge anders gesehen habe, als sie gewesen.

Agathe ist meine letzte Maitresse, mit welcher ich seit kurzem gebrochen habe, eine kleine sehr lebhafte Modistin, die mir manchmal das Vergnügen gemacht hat, mich um Gastfreundschaft für die Nacht zu bitten. Mein Nachbar hat sie oft bei mir ein- und ausgehen sehen, so daß ihrem Rufe kein Abbruch geschehen wird. Raimund weiß nicht, daß ich mit ihr gebrochen habe, da er nicht mein Vertrauter ist.

Aber Nizette erwartet mich . . . Es ist halb zwei Uhr morgens; indessen bis Tagwerden kann man noch vieles thun . . . Das Herz klopft mir . . . meiner Treu, ich weiß nicht, wie die Nacht hingehen wird.

IV.

Endlich ist sie vergangen.

„Wie drollig dieser Herr ist!“ sagt Nizette, als sie mich wieder mit Licht eintreten sieht. „Als ich diesen Aufzug, die dicke Nase, die erstaunten Augen sah, konnte ich das Lachen nicht verbeißen.“

„Ich muß gestehen, Fräulein Nizette, daß Sie mir viel Qual bereiten.“

„Ich, mein Herr! ah, ich bitte Sie deshalb um Verzeihung.“

„Endlich sind wir, Gott sei dank, hier bei mir. Aber ich weiß wahrhaftig nicht, wie Sie wieder fortkommen werden.“

„Ei, durch die Thür, wie ich gekommen bin.“

„Oh, das ist leicht gesagt . . . Nun, das werden wir morgen sehen.“

Nizette sieht sich in meiner Wohnung um, betrachtet meine Möbel und folgt mir in jedes Zimmer; ich habe nur drei: ein kleines Vorzimmer, ein Schlafzimmer und ein Kabinett, wo ich arbeite, lese, musiziere oder thue, was ich will.

„Ruhen Sie sich doch aus,“ sage ich zu ihr.

„Oh, mein Herr, sofort . . . aber . . .“

Sie sieht mein Sofa, meine Fauteuils und Stühle an und scheint sich zu scheuen, denselben nahe zu kommen. Ich muß über ihre Verlegenheit unwillkürlich lächeln.

„Gefällt Ihnen meine Wohnung nicht?“

„Oh, doch, mein Herr, im Gegenteil; aber alles ist so schön, so blank! . . . ich habe Angst, etwas zu verderben.“

„Oh, fürchten Sie nichts.“

Ich führe Sie nach dem Sofa und zwinge sie fast dazu, sich neben mich zu setzen.

„Sie sehen, Nizette, ich bin allein, Sie sind zu einem Junggesellen gekommen.“

„Oh, das ist mir einerlei, mein Herr; übrigens hatte ich ja nicht die Wahl.“

„Sie fürchten sich also nicht, die Nacht bei mir zuzubringen?“

„Nein, mein Herr; ich sehe, daß Sie anständig sind und daß ich bei Ihnen nichts zu fürchten habe.“

Ah, sie sieht, daß ich anständig bin, sage ich zu mir; ich habe also eine glückliche Physiognomie. Indessen bin ich nicht häßlich, manche Damen sagen, daß ich sehr gut aussehe, und dies junge Mädchen fürchtet sich nicht davor, die Nacht mit einem hübschen jungen Manne hinzubringen! Ich erscheine ihr vielleicht häßlich.

Indem ich diese Betrachtungen anstellte, betrachtete ich Nizette aufmerksamer, als es mir bis jetzt möglich gewesen war. Sie ist wirklich sehr hübsch! . . . ein pikantes und zugleich sanftes Gesicht mit Ausdruck, nichts von alledem, was man gewöhnlich bei den Blumenhändlerinnen trifft: sie besitzt die Frische und Reize ihrer Blumen.

Ich habe mich ihr genähert und leicht den Arm um ihre Taille gelegt, und je günstiger die Prüfung ausfällt, desto fester drücke ich das rote Kleid.

Nizette spricht nicht, aber sie scheint mir aufgeregt; ihr Busen hebt sich häufiger, ihr Atem wird schneller . . . sie hält die Augen gesenkt . . . Plötzlich macht sie sich los, steht auf und fragt mich mit zitternder Stimme, wo sie die Nacht zubringen solle.

Diese Frage setzt mich in Verlegenheit; ich gestehe, daß ich daran noch nicht gedacht habe. Ich sehe Nizette an . . . sie hält noch immer die schönen Augen niedergeschlagen . . . Sollte sie fürchten, den meinigen zu begegnen? . . . sollte sie mich schon lieben? und . . . Ah, da kommt die verwünschte Eitelkeit zum Vorschein!

„Nizette . . . wir haben Zeit genug, daran zu denken . . . Haben Sie denn Lust zu schlafen?“

„Oh nein, mein Herr, deshalb nicht.“

„Ah, also aus einem andern Grunde?“

„Ich will Sie nicht genieren . . . Sie haben mir auch gesagt, daß Sie müde wären.“

„Das ist vorüber, ich denke nicht mehr daran.“

„Oh, einerlei, mein Herr; sagen Sie mir, wo ich bleiben kann . . . ich werde ins andere Zimmer gehen . . . Ich kann sehr gut auf einem Stuhle sitzen und . . .“

„Die Nacht auf einem Stuhle zubringen! . . . das ist doch Ihr Ernst nicht!“

„Oh doch, mein Herr, ich bin nicht verwöhnt.“

„Wenn auch nicht, ich gebe es nicht zu; aber setzen Sie sich doch, Nizette, jetzt drängt ja noch nichts . . . kommen Sie doch . . . Fürchten Sie sich, an meiner Seite zu sein?“

„Nein, mein Herr!“

Sie setzt sich jedoch aufs andere Ende des Sofas. Ihre Röte und Unruhe enthüllen mir einen Teil dessen, was sie empfindet. Ich selbst bin verlegen.

„Nizette, wissen Sie, daß Sie reizend sind!“

„Man hat mir's manchmal gesagt.“

„Es machen Ihnen jedenfalls viele Männer den Hof.“

„Oh, es giebt welche, die mich verlocken wollen, wenn sie mir Boukettś abkaufen; aber ich höre nicht auf sie.“

„Warum denken Sie, daß dieselben Sie verlocken wollen?“

„Oh, weil es feine Herren sind . . . wie Sie.“

„Wenn ich Ihnen von Liebe spräche, so würden Sie also denken . . .“

„Daß Sie mich aufziehen wollen. Gewiß, das ist ganz einfach!“

Dies Debüt verspricht nichts gutes. Einerlei, ich fahre fort und nähere mich der Kleinen unmerklich.

„Ich versichere Sie, Nizette, ich ziehe niemals jemand auf.“

„Das sagen die Männer alle.“

„Zudem sind Sie hübsch genug, um eine Leidenschaft einzuflößen.“

„Ja . . . eine Leidenschaft von vierzehn Tagen! . . . Oh, darauf falle ich nicht hinein.“

„Auf Ehre! Sie sind viel zu schön für eine Blumenstraußverkäuferin . . .“

„Ach, Sie scherzen!“

„Wenn Sie wollten, Nizette, könnten Sie es besser haben als so . . .“

„Nein, mein Herr, ich will nur Boukettś verkaufen . . . Oh, ich bin nicht eitel . . . Ich habe Beauvisage ausgeschlagen, der Thaler hat und mir Kleider von Indienne, schöne Hüte und Ketten gegeben hätte; aber alles das hat mich nicht gereizt. Wenn man mir nicht gefällt, kann nichts meinen Sinn ändern.“

Sie ist nicht eigennützig; man muß ihr also gefallen, um etwas von ihr zu erlangen. Zehn Minuten sage ich nichts, sondern seufze nur tief und huste, um die Unterhaltung zu beleben. Aber

Nizette denkt sich nichts Arges dabei, oder vielleicht will sie mich aufziehen, indem sie mir sagt:

„Sie haben wohl den Schnupfen, mein Herr?"

Na, ich erröte über meine Albernheit: bei einer Bouketthändlerin linkisch und schüchtern zu sein! Ah, ich erkenne mich nicht mehr!

Und um mich wiederzuerkennen, umfasse ich Nizette mit den Armen und suche sie auf meinen Schoß zu ziehen.

„Lassen Sie mich, mein Herr . . . lassen Sie mich, bitte!"

„Nizette, was thun wir denn Schlimmes?"

„Ich will nicht, daß Sie mich so stark drücken . . ."

„Einen Kuß, und ich lasse Sie . . ."

„Nur einen, nun da ist nichts dabei."

Ich muß ihre Erlaubnis haben, denn sie ist stark und wehrt sich geschickt mit Händen und Knieen. Sie hat mir erlaubt, sie zu küssen, und ich benutze die Erlaubnis. Meinem Versprechen vertrauend, hält sie mir die frischen, rosigen Wangen hin, die noch der Flaum der Jugend und Reinheit schmückt.

Aber mich verlangt nach einem größeren Glück: von einem reizenden Munde will ich einen köstlicheren Kuß nehmen. Nizette will sich widersetzen, aber zu spät . . . ich nehme einen . . . nehme hundert . . . Oh, wie süß die Küsse sind, die ich auf Nizettens Lippen drücke!

Ein verzehrendes Feuer geht durch meine Adern. Nizette teilt meine Hitze, ich sehe es an dem Ausdruck ihrer Augen, am Zittern ihres ganzen Wesens. Ich will ihre Unruhe benutzen, um mehr zu wagen . . . aber sie stößt mich zurück, macht sich aus meinen Armen los und eilt nach der Thür; sie ist schon auf dem Flur, als ich sie erreiche und am Rocke zurückhalte.

„Wo laufen Sie denn hin, Nizette?"

„Ich gehe fort, mein Herr."

„Was sagen Sie?"

„Ja, mein Herr, ich gehe fort . . . ich sehe, daß ich die Nacht nicht bei Ihnen zubringen kann . . . ich hätte nie geglaubt, daß Sie meine Verlegenheit benutzen würden, um . . . aber da ich mich getäuscht habe . . . so gehe ich fort . . ."

„Warten Sie, bitte . . . wohin wollten Sie denn?"

„Oh, ich weiß nicht . . . aber einerlei, ich sehe wohl, daß ich auf der Straße sicherer sein werde . . . als bei Ihnen allein."

Sie hält noch immer die Flurthür halb geöffnet, und ich lasse ihren Rock nicht los; ich betrachte sie und sehe, daß ihr große

Thränen aus den Augen fallen . . . Arme Kleine! Die habe ich ihr hervorgepreßt. Sie erscheint mir noch hübscher . . . ich bin versucht, mich ihr zu Füßen zu werfen und ihre Verzeihung zu erflehen.

„Nizette," sage ich endlich, bitte, bleiben Sie!"

„Nein, mein Herr, ich habe Sie falsch beurteilt . . . ich muß fort . . ."

„Hören Sie mich an: einmal könnten Sie nicht allein aus dem Hause kommen, um diese Stunde öffnet die Schließerin nur, wenn man seinen Namen nennt."

„Oh, ich habe Ihren Namen wohl behalten: Sie heißen Herr Dorsan."

„Es genügt nicht, meinen Namen zu nennen; sie würde meine Stimme nicht erkennen."

„Nun, so werde ich bis zum Morgen auf dem Flur unten bleiben."

„Ja, und das ganze Haus wird Sie sehen; und dann das Gerede der Köchinnen! Oh, es ist schon genug, daß dieser verwünschte Raimund Sie gesehen hat. Treten Sie wieder ein, Nizette; ich verspreche . . . ich schwöre Ihnen, brav zu sein und Ihnen keinen Kummer mehr zu verursachen."

Sie sieht mich zögernd an . . . Jedenfalls verraten ihr meine Augen, was in mir vorgeht, denn sie schließt die Flurthür und lächelt mich an, indem sie sagt:

„Ich glaube Ihnen und bleibe."

In meiner Freude bin ich auf dem Punkte, sie nochmals zu küssen . . . doch ich mäßige mich.

„Aber, mein Herr," sagt sie, „wir können nicht die Nacht alle beide in Ihrem großen Fauteuil sitzen bleiben."

Sie hat recht, das wäre zu gefährlich.

„Sie legen sich in mein Bett," sage ich, „und ich werde die Nacht in meinem Kabinett auf der Ottomane zubringen . . . Oh, keine Einrede, Fräulein; ich will es so! Es steht Ihnen frei, die Thür meines Kabinetts zweimal abzuschließen; Sie können dann ohne Besorgnis schlafen. Ist Ihnen das recht?"

„Jawohl, mein Herr."

Wir gehen wieder in mein Schlafzimmer, ich zünde noch ein Licht an und transportiere das Kanapee in mein Kabinett, wobei

mir Nizette behilflich ist . . . Oh, ich gestehe, dieser Umzug geht mich schwer an . . . Endlich ist alles fertig.

„Sie können sich hinlegen und ruhig schlafen . . . Gute Nacht, Nizette!“

„Gute Nacht, mein Herr!“

Ich nehme mein Licht und trete in mein Kabinett, dessen Thür ich hinter mir zuziehe: da sind wir jeder für uns. Ich blase das Licht aus und werfe mich auf das Kanapee. Aber an Schlaf ist nicht zu denken. Vergebens bemühe ich mich, Nizette aus meinen Gedanken zu verbannen; die Vorstellung, daß sie da ist . . . einige Schritte von mir . . . daß nur eine leichte Wand mich von ihr trennt . . . diese Idee verfolgt mich. Mein Blut erhitzt sich. Es bedürfte nur des Willens Nizettens, damit wir glücklich wären . . . und sie will nicht!

Ich habe Unruhe in den Beinen, ich stehe auf und gehe sachte auf und ab; sie könnte schlafen, und ich will sie nicht wecken. Das arme Kind hat am Abend Kummer genug gehabt; ich fürchte, daß noch größerer ihrer wartet, denn was wird sie machen, wenn ihre Mutter sich weigert, sie aufzunehmen? . . . Bis jetzt habe ich nicht an ihre Zukunft gedacht.

Aber ich habe den Schlüssel nicht drehen hören . . . sie hat sich also nicht eingeschlossen; das ist sonderbar . . . sie baut also auf meinen Schwur.

Schläft sie? schläft sie nicht? . . . das quält mich. Seit einer halben Stunde bin ich an der Thür . . . wende mich ab und kehre wieder zurück . . . ich horche und höre nichts . . . Ich sehe durch das Schlüsselloch: es ist noch immer Licht im Zimmer. Ist das Vorsicht oder Vergessen?

Aber diese unverschlossene Thür . . . ah, vielleicht hat sie sie verschlossen, ohne daß ich's gehört habe . . . Ich drehe sachte den Knopf . . . die Thür öffnet sich . . . Ich halte an, fürchte Geräusch gemacht zu haben; doch ich höre nichts. Wenn ich sie einen Augenblick schlafend, im Bette sehen könnte . . . Nur da kann man die Schönheit einer Frau beurteilen. Ich strecke den Kopf vor . . . Das Licht steht auf der Kommode, etwas vom Bette entfernt. Ich mache einige Schritte . . . halte den Atem an . . . nähere mich . . . Sie ist nicht entkleidet . . . das hätte ich mir denken können . . . schnell wieder fort! . . . Oh, die verwünschten Stiefel! . . . sie knirschen . . . Nizette erwacht! . . . Ich werde einen andern Schuster nehmen.

„Wünschen Sie etwas, mein Herr?“ fragt sie sofort.

„Nein . . . ah! . . . doch . . . ich suchte . . . ein Buch . . . aber ich habe es gefunden.“

Schnell kehre ich in mein Kabinett zurück; ich habe sehr dumm aussehen müssen! . . . Die Thür ist geschlossen, ich werde sie nicht mehr öffnen. Oh, wie lang mir die Nacht erschienen ist! . . . Da wird's endlich Tag!

V.

Fräulein Agathe.

Es ist bereits lange Tag, man geht und kommt im Hause, und ich habe Nizette noch nicht wecken mögen . . . Sie schläft so gut! . . . und es war gestern für sie ein stürmischer Tag, nach welchem die Ruhe nötig war. Aber endlich höre ich Geräusch . . . sie steht auf, öffnet die Thür und kommt lächelnd zu mir.

„Mein Herr, wollen Sie mir erlauben, Sie zu umarmen?"

Ich verstehe sie: es ist der Lohn für meine Artigkeit, während der Nacht. Sie umarmt mich mit einem Vergnügen . . . Ich fange an zu merken, daß man solches auch empfinden kann, wenn man sich keine Vorwürfe zu machen hat.

„Jetzt, Nizette, lassen Sie uns vernünftig reden . . . aber nein, frühstücken wir erst, wir werden ebenso gut bei Tisch plaudern können. Sie haben jedenfalls das Bedürfnis, etwas zu sich zu nehmen."

„Jawohl, mein Herr, ich würde ganz gern frühstücken."

„Ich habe für unerwarteten Besuch immer etwas im Hause."

„Sagen Sie mir nur, wo alles ist; ich werde den Tisch decken."

„Schön, schön!"

In zwei Minuten hat sie den Tisch gedeckt und aufgetragen. Ich bewundere ihre Anmut und Lebhaftigkeit; eine solche kleine Aufwärterin würde mir unendlich besser gefallen, als Frau Dupont, die Schließerin, welche jetzt meine Wirtschaft besorgt. Aber, wenn Frau Dupont käme! Oh, nein, wir haben Zeit; es ist erst sieben Uhr, und die Schließerin, welche weiß, daß ich etwas faul bin, kommt nie vor acht Uhr herauf. Wir können also in Ruhe frühstücken.

„Plaudern wir etwas, Nizette; ich interessiere mich für Ihr Schicksal, daran zweifeln Sie doch nicht?"

„Sie haben es mir bewiesen, mein Herr.“

„Was wollen Sie thun, wenn Sie hier fortgehen?“

„Zu meiner Mutter zurückkehren.“

„Sehr schön; aber wenn sie sich noch immer weigert, Sie aufzunehmen?“

„So werde ich versuchen, Arbeit zu finden; wenn es nötig ist, werde ich eine Stelle im Hause annehmen . . . vielleicht wird man mich nicht überall abweisen.“

„Nein, jedenfalls nicht; aber wer weiß, mit welchen Leuten Sie zu thun haben und in welche Hände Sie fallen werden? Jung und hübsch, wie Sie sind, werden Sie viel schwieriger eine gute Stellung finden, als eine andere, wenn Sie, wie ich denke, brav bleiben wollen.“

„Oh, gewiß, mein Herr, will ich brav bleiben!“

„Ich kenne die Männer: sie sind fast alle Wüstlinge; die Ehe legt ihren Leidenschaften keinen Zügel an. Überall, wo Sie dienen werden, werden Ihnen Ihre Herren nicht mißzuverstehende Anträge machen und Sie schlecht behandeln, wenn Sie sie abweisen.“

„Dann werde ich das Haus verlassen . . . ich werde bei einer einzelnen Dame eintreten.“

„Die alten sind anspruchsvoll und halten die jungen Mädchen wie Gefangene, aus Besorgnis, daß sie sich umhertreiben und Bekanntschaften machen könnten. Die jungen empfangen viel Besuch und werden Ihnen gefährliche Beispiele geben.“

„Wie solid Sie jetzt sprechen!“

„Wundern Sie sich nicht darüber: ein Trinker versteht sich auf Wein; eben weil ich nicht solide bin, kann ich Ihnen besser, als ein anderer die Gefahr schildern, die Sie laufen werden. Erfahrung belehrt. Sie sind bei mir nicht unterlegen, und ich will Sie für die Zukunft davor bewahren; seien Sie deshalb mir nicht dankbar . . . es ist vielleicht nur Eigenliebe von meiner Seite; aber es wäre mir peinlich, eine Blume, die ich nicht gepflückt habe, profanieren zu sehen . . . Sie verstehen mich, Nizette?“

„Ja, ja, mein Herr; ich bin nicht zimperlich, ich verstehe sehr gut, was Sie sagen wollen . . aber fürchten Sie nichts! . . . Wie könnte ich einen andern gewähren, was ich Ihnen verweigert habe?“

Sie sagt das mit einem Gefühle, einer Wahrheit . . . Ah, ich gefalle ihr, ich kann nicht daran zweifeln; um so höher ist es ihr anzurechnen, daß sie mir widerstanden hat.

„Nun, meine liebe Freundin, ich sehe nicht ein, weshalb Sie Ihren Blumenhandel nicht fortsetzen sollten; es paßt für Sie besser, als ein Dienst.“

„Das ist richtig, mein Herr, aber . . .“

„Ich verstehe Sie ... Da, Nizette, nehmen Sie diese Börse... Sie können sie, ohne zu erröten, annehmen; es ist nicht der Preis Ihrer Schande. Ich thue Ihnen eine Gefälligkeit . . . leihe Ihnen das Geld, wenn Ihnen das besser zusagt . . .“

„Oh, mein Herr, Geld von einem jungen Manne anzunehmen . . was wird man denken?“

„Sie brauchen, nicht zu sagen, von wem Sie es haben.“

„Wenn ein junges Mädchen plötzlich über Geld verfügt . .. so glaubt man . . . denkt man sich . . .“

„Lassen Sie die Gevatterinnen reden und bringen Sie sie durch die Art, wie sie sich betragen, zum Schweigen.“

„Meine Mutter . . .“

„Eine Mutter, die ihrem Kinde das Brot verweigert, hat kein Recht mehr, Rechenschaft über dessen Handlungen zu fordern.“

„Aber diese Summe ... Sie geben mir zu viel, mein Herr.“

„Die Börse enthält nur hundert Thaler . . . Ich habe dieselbe vor zwei Tagen beim Ecarté gewonnen . . . Wirklich, Nizette, wenn Sie wüßten, wie leicht das Geld beim Spiel gewonnen wird, so würden Sie mir für diese Bagatelle weniger dankbar sein.“

„Eine Bagatelle! hundert Thaler! mit welchen man ein Geschäft gründen kann! . . . Oh, mein Herr, das ist ein Schatz!“

„Ja, für Sie, die Sie den Wert des Geldes kennen und richtigen Gebrauch davon machen. Aber die Dinge haben nur solange Wert, als sie am richtigen Platze sind.“

„Alles, das soll jedenfalls heißen, daß Sie sehr reich sind?“

Es soll heißen, daß ich, der im Wohlstand aufgezogen und gewöhnt bin, alle meine Launen zu befriedigen, den Wert des Geldes nicht genügend zu schätzen weiß. Diese hundert Thaler, die ich Ihnen anbiete, würde ich ohne das mindeste Bedauern, im Spiel verlieren; nehmen Sie sie also an, Nizette; Sie können sie mir ja wieder zurückgeben, wenn ich sie einmal nötig habe.“

„Oh, ja, mein Herr, wann Sie wollen . . . alles, was ich haben werde, wird zu Ihren Diensten stehen.“

„Ich zweifle nicht daran, meine liebe Freundin; die Sache ist also abgemacht!“

„Ja, mein Herr, wenn meine Mutter mich fortschickt, werde

ich ein kleines Zimmer mieten, Blumen kaufen, sparsam und ordentlich sein und vielleicht eines Tages dazu kommen, einen hübschen Laden zu haben."

„Dann werden Sie sich nach Ihrem Geschmack verheiraten und glücklich sein."

„Oh, vielleicht . . . sprechen wir nicht davon, mein Herr!"

„Aber die Zeit geht hin . . . bald acht Uhr; Sie müssen gehen, Nizette."

„Ja, mein Herr . . . allerdings . . . wann Sie wünschen . . . aber ich . . . soll ich . . ."

„Was wollen Sie mir sagen?"

„Soll ich Sie nicht mehr wiedersehen?"

„Ich hoffe vielmehr, Sie im Gegenteil oft zu sehen. Wenn Sie umziehen, so können Sie bei meiner Schließerin, die Adresse abgeben, wo Sie sich etablieren werden."

„Schön, mein Herr . . . ich werde es nicht unterlassen . . ."

Die Kleine ist unruhig, sie wendet die Augen ab und verbirgt mir Thränen . . . Wäre es der Kummer, mich zu verlassen? . . . Welche Albernheit! . . . wir kennen uns erst seit gestern . . . und dennoch, auch ich trenne mich ungern von ihr.

Sie wird einige Dienstboten auf der Treppe treffen; aber was ist zu machen? Es ist kein anderer Weg vorhanden. Sie verspricht mir, sehr schnell nach unten zu gehen und schnell das Haus zu verlassen.

Ich umarme sie . . . zärtlich, so zärtlich für einen Mann, der hundert Thaler gegeben hat: das heißt fast, den Entgelt dafür gewonnen.

Ich öffne die Flurthür und will Nizette an mir vorüberlassen . . . Ein lautes Gelächter läßt mich aufsehen . . . Die Thür des verwünschten Raimund ist geöffnet . . . Er ist da . . . mit einer jungen Dame . . . und diese junge Dame . . . ist Agathe.

Der Streich ist perfide; ich erkenne darin die Neugier Raimunds und die Bosheit Agathens. Aber wie kommt Agathe hierher? Sie hat nie mit Raimund gesprochen . . . das soll er mir büßen!

Nizette sieht mich an und sucht aus meinen Augen zu schließen, ob sie vortreten oder zurückgehen soll. Es wäre unnütz, mich noch länger zu verstellen; ja, wenn ich noch zögerte, würde Raimund vielleicht einen Teil der Hausbewohner auf meinem Flur zusammenbringen. Ich schiebe Nizette nach der Treppe.

„Adieu, Herr Dorsan," sagt sie traurig.

„Adieu . . . adieu, mein Kind . . . ich hoffe, daß . . . Ihre Mutter . . . Ich werde sehen . . . Sie werden hören . . . wir können . . . adieu!"

Ich weiß nicht mehr, was ich sage; Zorn und Ärger verhindern mich zu sprechen. Aber Nizette, die nur ein Gefühl empfindet, das Bedauern, mich zu verlassen, Nizette wischt mit der Schürze einige Thränen fort, die ihr aus den Augen stürzen.

„Ha, ha! Das ist wahrhaft sentimental!" sagt Fräulein Agathe, indem sie der kleinen Blumenverkäuferin nachsieht. „Was! Thränen und Seufzer! . . . Ha, ha! . . . das ist zum Totlachen! . . . Aber ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir sagten, wie es kommt, daß ich diese Nacht, verkleidet mit Ihnen zu Balle gewesen bin . . . Nun! . . . sprechen Sie doch; verstehen Sie mich nicht?"

Etwas anderes beschäftigte mich; ich hatte die Augen auf meinen Nachbar geheftet, und meine Blicke setzten ihn jedenfalls in Verlegenheit, denn in derselben Minute sehe ich ihn erröten, unruhig werden; er versucht zu lächeln, tritt endlich in sein Zimmer und schließt vorsorglich die Thür hinter sich zu.

„Oh, Herr Raimund, wir sind noch nicht quitt, wir werden uns wiedersehen!" sage ich, an seine Thür tretend. Dann wende ich mich um, um Fräulein Agathe zu antworten; aber sie ist in mein Zimmer getreten, und da sie die Lokalitäten kennt, so finde ich sie in meinem kleinen Kabinett nachlässig auf der Ottomane sitzen.

„Aber, sage mir doch, Eugen, was bedeutet alles dies? . . . Ach, mein Gott, welche Veränderung hier! . . . welche Unordnung! . . . das Kanapee im Kabinett . . . ein halb verlegenes Bett . . . Frühstücksreste . . . Was ist diese Nacht denn hier passiert?"

„Nichts, das versichere ich Sie."

„Oh, nichts, als etwas sehr Gewöhnliches, das begreife ich sehr wohl . . . aber dies Kanapee macht mir zu schaffen . . . Eugen, mein Eugenchen . . . erzähle mir's . . . Wenn Du auch nicht mehr mein Geliebter bist, so ist das doch kein Grund, daß wir nicht Freunde sein sollten."

Der Leser weiß, daß Agathe die Modistin ist, mit welcher ich gebrochen hatte, weil ich merkte, daß sie mir untreu war. Der Verdruß hierüber eben war's, der mich gestern Abend Mondscheinbetrachtungen anstellen ließ. Aber seitdem hat mein schwaches Herz soviel neue Gefühle

empfunden, daß die Erinnerung an die treulose Agathe vollständig erloschen ist; ich fühle ihretwegen kein Bedauern mehr, bin infolgedessen auch nicht mehr böse auf sie. Ich fühle, daß sie recht hat, mich mit meiner ernsten Miene aufzuziehen, die durchaus nicht zu unserem alten Verhältnis paßt. Ich werde also wieder heiter und frage sie meinerseits.

„Durch welchen Zufall warst Du auf meiner Flur und sprachst mit Raimund, den Du nie leiden konntest?"

„Aber dies Kanapee . . . dies Kanapee im Kabinett? . . ."

„Du wirst es erfahren, aber antworte mir erst."

„Oh, sehr gern; ich bin gestern mit Seville aufs Land gefahren . . . Du weißt . . . der junge Beamte, welcher hier unter Dir wohnt . . ."

„Ja, mein Nachfolger."

„Dein Nachfolger, meinetwegen. Wir sind spät zurückgekommen; ich war sehr müde . . . und . . ."

„Du hast die Nacht bei ihm zugebracht, das ist selbstredend und das ist bis jetzt alles ganz natürlich. Und dann?"

„Wir mußten uns heute Morgen doch verlassen. Um halb sieben ging ich leise die Treppe hinunter und wollte aus der Thür treten, als ich Raimund in der Ecke Schildwache stehen sah. Er betrachtete mich und lächelte boshaft. Auf Ehre, sagte er zu mir, ich glaubte nicht, daß Sie es gewesen wären; Sie waren sehr gut verkleidet; ich hätte wetten mögen, daß Herr Dorson mir Wind vormachen wollte. Ich höre ihn, ohne ihn zu verstehen, aber Dein Name und das, was er sagt, reizen meine Neugier. Ich nötige ihn, mir alles, was er weiß, zu erzählen, und lache schon über das Abenteuer. Raimund ist entzückt, als er hört, daß ich nicht bei Dir gewesen bin; und da er sicher ist, daß Deine neue Eroberung im Hause ist, da er einen Teil der Nacht auf dem Flur zugebracht hat und sich mit Tagesanbruch am Thore aufgestellt hat, so gehe ich mit ihm hinauf, um das Tableau noch pikanter zu machen. Wir warteten wenigstens eine Stunde, als es Dir endlich gefiel, die Thür zu öffnen. Oh, ich versichere Dich, wir wären bis zum Abend geblieben, um unsere Neugier zu befriedigen."

„Welch ein Kerl dieser Raimund! ein altes Weib hätte es nicht besser machen können."

„So, nun habe ich alles gesagt, und jetzt ist die Reihe an Dir."

„Was soll ich Dir sagen? Du hast ein junges Mädchen von mir fortgehen sehen?"

„Ja, sie ist nett . . . ein Phantasielärvchen . . . der Mund etwas groß . . . aber dies Kostüm! . . . Wie, Herr Eugen, Sie, der Stutzer, geben sich jetzt mit Hauben ab? . . . oh, ich kenne Sie nicht wieder!“

„Fräulein, für das, was ich damit machen will, ist Haube oder Hut sehr gleichgültig.“

„Jedenfalls willst Du nichts mehr damit machen, weil Du Dein Teil hast.“

„Du irrst, Agathe, dies junge Mädchen ist brav und anständig . . . sie ist mir nichts und wird mir nie etwas sein.“

„Natürlich, sie hat die Nacht hier geschlafen, damit sie sich nicht zu ängstigen brauchte! . . . Sieh' nach, ob sie kommen, Johann! . . .“

„Ich fühle, daß der Schein gegen uns ist, und doch ist es so . . . das ist die Erklärung für das Kanapee; sie hat in meinem Zimmer geschlafen und ich hier.“

„Ja, zehn Minuten, das ist möglich; dann aber bist Du zu ihr gegangen.“

„Nein, ich schwör's Dir.“

„Du wärst nicht so einfältig gewesen, hier zu bleiben.“

„Ich begreife, daß in Deinen Augen Bravheit und Unschuld, nichts als Dummheiten sind.

„Ah, höflich sind Sie nicht; da ich Sie aber nie als brav oder unschuldig gekannt habe, so ist es mir wohl gestattet, mich über Ihre Tugend, die für mich ganz was neues ist, zu wundern.“

„Ich beabsichtige durchaus nicht, mich besser zu machen, als ich bin, und gestehe Dir offen, daß ich versuchte, über dies junge Mädchen zu triumphieren; aber ihr Widerstand war so natürlich, ihre Thränen waren so wahr, ihre Bitten so rührend, daß ich wahrhaftig weich geworden bin und fast bereute, was ich thun wollte.“

„Das ist ja prächtig! . . . und wahrscheinlich, um ihren Widerstand noch besser würdigen zu lassen, ist dies tugendhafte und offenherzige Apfelsinenmädchen zu Ihnen gekommen . . . Ha, ha, ha! welchen Roman Du mir da erzähltst!“

„Glauben Sie davon, was Sie wollen; es ist deshalb nicht weniger wahr, daß Nizette brav und kein Apfelsinenmädchen ist.“

„Oh, Pardon, mein Herr, wenn ich unabsichtlich Ihren Gegenstand beleidigt habe! . . . Fräulein Nizette verkauft jedenfalls Hechte auf dem Fischmarkte.“

„Nein Fräulein, sie verkauft nur Boukett s."

„Boukett s! . . . das ist vorzüglich! . . . Ah, ein Blumenmädchen! da wundere ich mich über die Achtung, die man ihr zollt."

„Jedenfalls verdient sie sie eher, als viele Damen, die elegante Hüte tragen."

„Und selbst als die, welche dieselben machen, nicht wahr?"

„Als die, erst recht!"

„Der Herr ist gereizt, weil man an der Sittentugend eines Mädchens zu zweifeln wagt, die in aller Unschuld nachts mit zu einem jungen Manne geht, der wahrhaftig in vierundzwanzig Stunden ein Kato geworden ist! Hör', Eugen, Du magst sagen, was Du willst, aber es ist nicht möglich!"

„Ich werde nichts mehr sagen, weil ich Deiner Ansicht keinen Wert beilege."

„Schon wieder! . . . Nun, laß uns Frieden machen, und wenn es Dich freut, will ich glauben, daß es die Jungfrau von Orleans war."

Fräulein Agathe nähert sich mir und umarmt mich; sie ist fast auf meinem Schoße und drückt mich zärtlich, und ich glaube, es hänge nur von mir ab, meinerseits meinen Nachfolger zu betrügen, aber ich habe keine Lust dazu! Nizette beschäftigt mich noch, und ich bin auf diejenige böse, welche nicht an ihre Unschuld und Bravheit glauben will und über mein Betragen spottet. Ich begegne deshalb dem Kusse des Fräuleins Agathe mit großer Kälte.

Die junge Modistin ist ihrerseits gereizt, und doch hat sie keine Liebe mehr für mich, hat wahrscheinlich nie welche für mich gehabt. Sie nimmt ihren Shawl, den sie beim Eintritt abgelegt hatte, bindet ihren Hut wieder fest und macht mir einen Knix mit einem Lächeln, das ironisch sein soll, aus welchem aber sehr deutlich Ärger und Verdruß sprechen.

„Adieu, mein Herr! ich sehe, daß die Ereignisse dieser Nacht Sie sehr angegriffen haben; Sie bedürfen der Ruhe . . . und etwas Einsamkeit . . . träumen Sie mit Muße von der brillanten Eroberung, die von jetzt ab alle Ihre Augenblicke bezaubern wird . . . Bitte, geben Sie Fräulein von Nizette gütigst meine Adresse; ich würde mich geschmeichelt fühlen, ihre Kundschaft zu bekommen, falls sie ihr Kostüm zu ändern wünschen sollte, es sei denn, daß

Sie beabsichtigten, sie so mitzunehmen. Ich begreife, daß von einer gefühlvollen und liebenden Seele die runde Haube der Tugend dem Hute der Frivolität vorgezogen wird."

Und Fräulein Agathe entfernt sich, indem sie trällert:

„Wenn man liebt und gefällt,
„Braucht man Steine und Geld?"

VI.

Ein Wort über mich.

Agathe ist lange fort, und ich sitze noch in meinem Kabinett und denke an die Nacht und den Abend. Man öffnet die Flurthür; es ist Frau Dupont, die wie gewöhnlich kommt, um meine Zimmer aufzuräumen. Ihr Blick gleitet beim Eintritt über alles, und die Frauen sehen mit einem Blick mehr, als wir in einer Viertelstunde.

Ich Dummkopf! Da habe ich vergessen, das Kanapee wieder an seinen Platz zu stellen . . . doch ich kann ja meine Möbel stellen, wie ich will. Ich schwatze nicht mit meiner Schließerin, und Frau Dupont weiß das. Doch sehe ich, daß sie um mich herumgeht und ein Gespräch anzuknüpfen sucht.

„Es wird heute ein prächtiger Tag werden . . . das ist ein Glück; es giebt so viele Leute, die nur Sonntags spazieren gehen können . . ."

„Ja, es ist ein großes Glück."

„Ah, der Herr haben Ihre Möbel umgestellt! . . . Wollen der Herr jetzt dies Kanapee in Ihrem Arbeitskabinett lassen?"

„Nein, Sie können es wieder an seinen Platz stellen . . . ich werde Ihnen helfen."

„Oh, der Herr haben eine Probe machen wollen?"

„Jawohl."

„Gerade wie bei meiner Tochter, die stellt auch jeden Augenblick die Wiege ihres Jungen um . . . Ah, das ist komisch! Ihr Bett ist fast gar nicht berührt, mein Herr."

„Offenbar weil ich mich nicht bewegt habe."

„Der Herr haben schon gefrühstückt wie es scheint? . . . Der Herr haben heute eher Appetit gehabt als gewöhnlich."

Ich antworte nicht mehr, sondern mache Toilette, um schnell auszugehen. Frau Dupont hebt etwas auf und bringt es mir mit boshaftem Lächeln.

„Hier ist ein kleines Kreuz, welches ich vor dem Bette des Herrn gefunden habe.“

„Ah! geben Sie, Frau Dupont, geben Sie; ich weiß, was es ist: ich habe es gestern gekauft . . . ich muß es jemand schicken . . . es kommt aufs Land . . . für die Tochter unseres Pächters . . .“

„Sehr hübsch das Kreuz; aber man sollte meinen, es wäre nicht neu.“

„Sie wissen nicht, was Sie sagen, Frau Dupont!“

Und ich stecke das Kreuz schnell in die Tasche, um es den Blicken dieser verwünschten Schließerin zu entziehen, die, da sie sieht, daß ich ihr nicht mehr antworte, mit sich selbst spricht, um die Unterhaltung nicht einschlafen zu lassen.

„Das junge Mädchen soll sehr hübsch gewesen sein . . . auch geweint soll sie haben . . . das ist sonderbar . . .“

„Von welchem jungen Mädchen sprechen Sie?“

„Oh, es ist eine kleine . . . eine Art von . . . meiner Treu, ich weiß nicht genau, wie sie war, denn ich habe sie nicht gesehen. Sie ist aber vor der Loge vorbeigegangen, aber so schnell! . . . prrr! wie eine Spindel.“

„Wer hat Ihnen denn von derselben erzählt?“

„Fräulein Martin, die Köchin Frau Bertins, die sie gesehen hat, als sie Milch holen ging . . .“

„Und woher kam das Mädchen?“

„Oh . . . ich . . . man . . . ich weiß nicht, mein Herr.“

Die Art und Weise, wie sie das sagt, beweist mir, daß sie es im Gegenteil sehr gut weiß. Raimund wird mit Fräulein Martin gesprochen haben, diese mit der Schließerin; und dann das Kanapee, das goldene Kreuz . . . da bin ich die Zielscheibe des ganzen Hauses! Frau Bertin wird alles am ersten erfahren, und das ist gerade die Mutter zweier hübschen Fräulein, an deren Achtung mir sehr liegt.

Ich will dem Geschwätz der Schließerin ein Ende machen und fortgehen, als sie mich wieder aufhält.

„Ah, mein Herr, Verzeihung . . . ich vergaß; ich habe Ihnen etwas zu übergeben . . .“

„Was denn?"

„Ich hatt's total vergessen . . . dies junge Mädchen marschiert mir im Kopfe herum . . . einen Brief."

„Einen Brief! . . . wer hat Ihnen den gegeben?"

„Der Briefträger hat ihn gestern Abend gebracht; Sie waren schon fort, und als Sie zurückkamen, war's zu spät und ich lag schon im Bett; ich habe Sie nicht einmal sehen können . . . deshalb . . ."

„Zum Teufel, Frau Dupont, geben Sie mir den Brief und verschonen Sie mich mit Ihren Betrachtungen!"

„Da ist er, mein Herr."

Ich erkenne Handschrift und Stempel; er ist von meiner Schwester, meiner lieben Amalie! . . . Aber apropos, ich hätte dem Leser schon sagen müssen, wer ich bin, woher ich komme, was ich mache; daran habe ich noch gar nicht gedacht.

Ich heiße Eugen Dorsan; meine Familie ist von Paris, mein Vater war Rechtsanwalt, ein sehr rechtschaffener Mann, wie man sagt, und woran ich nie gezweifelt habe. Er verdiente viel Geld und that gut daran; aber er starb noch jung, und daran that er unrecht, umsomehr, als es infolge übermäßiger Arbeit geschah. Er hinterließ meine Mutter mit zwei Kindern, meine Schwester Amalie, die ein Jahr älter ist als ich, und meine Wenigkeit. Meine Mutter war reich, hätte sich wieder verheiraten können, zog es aber vor, ihre Freiheit zu bewahren; sie hatte recht, in Rücksicht auf sich und uns, denn ich glaube, daß die Ehe eine ausgezeichnete Sache ist, die man aber mit Maß genießen muß.

Meine Schwester und ich erhielten eine gute Erziehung und benutzten dieselbe ganz gut, besonders meine Schwester, welche von Natur sanft, liebenswürdig und gut ist und nur ihre Lehrer zu befriedigen und unserer Mutter ihre Zärtlichkeit und ihren Gehorsam zu beweisen suchte. Was mich anbetrifft, so bin ich kein Ausbund an Tugend, habe aber auch keine großen Fehler. Meine größte Leidenschaft ist die Liebe, welche mir die Frauen einflößen; aber da dies Gefühl in meiner Kindheit noch nicht entwickelt sein konnte, so vermochte es meinen Fortschritten nicht zu schaden.

Meine Mutter hatte ein reizendes Landhaus bei Melun gekauft, wo wir die schöne Jahreszeit zubrachten. Unsere Kindheit verfloß ohne wichtige Ereignisse und ich könnte sagen, auch ohne Kummer und Schmerzen . . . was für Grund zur Betrübnis kann

man auch bis zum fünfzehnten Jahre haben, wenn man von reichen und guten Eltern umgeben ist?

Mit sechzehn Jahren verheiratete sich meine Schwester mit einem braven, ordentlichen und sehr arbeitsamen jungen Manne von vierundzwanzig Jahren, der zu Melun eine Baumwollenspinnerei besaß. Drei Jahre darauf starb unsere Mutter; sie hatte für ihre Kinder gespart und hinterließ jedem von uns zehntausend Livres Rente. Amalie, jetzt Frau Deneterre, nahm mit ihrem Manne in unserem Landhause Wohnung, und ich ging nach Paris, ebenso sehr, um mich nach dem Verluste meiner Mutter zu zerstreuen, als um meine Weltkenntnis zu vervollkommnen.

Seit dieser Zeit, und das ist sechs Jahre her, habe ich diese verführerische Stadt liebgewonnen, sodaß ich nur noch im Sommer sechs Wochen bei meiner Schwester zubringe. Dieses Jahr bin ich noch nicht dagewesen, und deshalb schreibt mir meine Schwester jedenfalls. Amalie, die weiß, daß ich nicht sehr solid bin, wünscht sehr, mich zu verheiraten, in der Hoffnung, daß das meinen Thorheiten ein Ende machen werde, und jedes Jahr finde ich bei ihr ein neues, hübsches, sanftes, gut erzogenes Fräulein, welches alle Talente, Reize und eine sehr anständige Mitgift besitzt. Man stellt mir dieselbe ohne Gethue vor, aber ich errate, worauf man hinaus will. Doch trotz der Zuvorkommenheit der Eltern, den schönen Reden meiner Schwester über das Glück der Ehe und den Seufzern und verstohlenen Blicken des Fräuleins reise ich nach sechs Wochen wieder ab, ohne eine Erklärung gemacht zu haben.

„Geduld!“ sagt meine Schwester; „im nächsten Jahre werde ich jedenfalls eine finden, die ihm den Kopf verdreht.“

„So sei's!“ antwortet ruhig Deneterre, „verschieben wir's aufs nächste Jahr.“

Lesen wir jetzt den Brief meiner Schwester:

„Mein lieber Eugen!

Wir sind am Ausgang Juli, und Du hast uns noch nicht besucht; sollte Dich der Pariser Aufenthalt Deine Verwandten, die Dich lieben und sich unaufhörlich mit Dir und mit Deiner Zukunft beschäftigen, vollständig vergessen lassen? Ich dachte, Du müßtest dieser zahlreichen Eroberungen, der galanten Abenteuer, kurz der Frauen,

die allein das Vergnügen leitet und die Dich ebenso schnell vergessen werden, als sie Dich angebetet haben, müde sein. Ich höre oft von Dir von Leuten, welche von Paris kommen; ich weiß, daß Du leichtsinniger bist als je, daß Du nur an Dein Vergnügen denkst, alle Deine Maitressen betrügst . . . und daß sie Dir es wiedergeben. Man hat mir nichts Vernünftiges von Dir erzählt; ich hoffe jedoch, daß Du nicht unverbesserlich bist. Besuche uns schnell; wir haben hier auch hübsche Damen, die anständig und brav sind, und ich denke, das muß sie noch schöner machen.

Mein Mann schickt Dir einen Zettel mit einigen Aufträgen, die er Dich auszuführen bittet. Er bereitet für Deine Ankunft prächtige Fischpartien vor und ich freue mich darauf, Dich zu umarmen.

Amalie Deneterre.

Nun, ich werde hingehen . . . in einigen Tagen; erst muß ich meine Geschäfte erledigen. Zudem möchte ich gern wissen, was Nizette machen wird; ich interessiere mich für dies junge Mädchen und will sie nicht aus dem Auge verlieren.

Ich gehe aus; ehe ich die Treppe hinuntergehe, kann ich dem Wunsche nicht widerstehen, meinen Nachbar Raimund zu sprechen, um ihm für seine Diskretion zu danken. Ich klingele . . . man antwortet nicht . . . ich habe indessen Geräusch gehört. Ich klingele nochmals, und dieses Mal behalte ich den Glockenzug in der Hand; aber es wird nicht geöffnet. Nun, immer wird er mir nicht ausweichen können; damit er wenigstens weiß, daß ich seinen Glockenzug abgerissen habe, binde ich denselben an den an meiner Thür befindlichen.

Im ersten Stock begegnet mir Frau Bertin mit ihren beiden Töchtern, die zur Messe gehen.

Ich grüße . . . man dankt mit einer Kälte, die sehr verschieden ist von dem liebenswürdigen Empfang, den man mir gewöhnlich bereitet. Die beiden Fräulein treten, ohne die Augen zu erheben, zur Seite, und die Mama zeigt eine so eisige Miene, daß ich es nicht wage, sie anzusprechen. Das ist die Folge der Klatschereien Raimunds, Fräulein Martins und der Schließerin. Man weiß, daß Nizette die Nacht bei mir zugebracht hat, das heißt, die Mama weiß es und deshalb hat sie ihren Töchtern befohlen, an

mir vorüberzugehen, ohne aufzusehen . . . ohne mir zuzulächeln, und besonders ohne mit mir zu sprechen.

Man wird sagen, daß die Modistin doch auch die Nacht bei mir zubrachte. Ah, das ist etwas anderes, Agathe ist wie alle Welt gekleidet und fiel nicht auf; zudem arbeitet sie für einige Leute im Hause, und man weiß nie genau, von wem sie kommt.

VII.

Tivoli.

O es ist reizend, dies Tivoli! Wenn man den Fuß in den Garten setzt, scheint man in eins jener verzauberten Schlösser aus „Tausend und einer Nacht“ einzutreten. Musik, Illumination, die Spiele aller Art, das Feuerwerk, alles vereinigt sich, um die Augen zu blenden und den Sinnen zu schmeicheln. Wie schade, wenn ein gewöhnliches Gesicht und eine Fischweibgestalt das Tableau stört und einen daran erinnert, daß man in einem öffentlichen Garten ist, wo jeder, der anständig angezogen ist und über drei Livres zwölf Sous verfügt, Eintritt hat!

Ich bin nach neun Uhr abends in den Garten gekommen und sehe mir das Treiben an . . . Eine Detonation läßt mich unwillkürlich stehen bleiben. Bin ich dicht beim Feuerwerk? . . . Nein, der egyptische Vogel ist losgegangen. Wie stolz der Betreffende zu sein scheint, der das Ziel getroffen hat! Ein dicker Herr bemächtigt sich des Drahtes . . . ich erkenne denselben: es ist Raimund. Ich hätte mich gewundert, ihn nicht zu treffen: Dieser Mensch ist überall.

„Ich pariere,“ sagt er mit possenhafter Miene zu demjenigen, der eben gespielt hat, indem er möglichst laut spricht, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, „ich pariere, mein Lieber, daß ich den Abzug in drei Würfen losgehen lasse.“

„Ich wette, daß Sie das nicht thun; es ist nicht so leicht, wie Sie zu glauben scheinen.“

„Leicht . . . leicht! wenn es leicht wäre, wäre nichts dabei . . . Ich habe einen sicheren Blick. Ich pariere ein Eis . . .“

„Daß Sie in drei Malen treffen?“

„Ja, ich bin sogar sicher, daß ich es keine dreimal zu versuchen brauche.“

„Ich wette, daß nicht.“

„Top! Sie werden sehen."

Ich bleibe stehen, überzeugt, daß mein Nachbar irgend eine Dummheit machen wird. Der Mann, welcher das Spiel bediente, war damit beschäftigt, die Eisenbüchse, an welcher der Abzug sitzt, wieder zu laden.

„Fort da!" ruft Raimund, der vor Ungeduld brennt, seine Geschicklichkeit zu zeigen, und den Vogel so hoch hebt, als es seine Arme erlauben.

Die Büchse ist wieder geschlossen, der Mann entfernt sich; Raimund schleudert seinen Vogel mit solcher Sicherheit, daß das Eisenstück nach mehreren Zickzacks sechs Zoll vom Ziele aufschlägt. Mein Nachbar wird nicht mutlos und schnellt den Vogel noch einmal ebenso unglücklich ab.

„Es ist kein Gleichgewicht!" ruft er, „der Draht geht schief, es ist nicht meine Schuld."

„Jetzt kommt Ihr letzter Wurf."

„O der wird gut sein!"

Diesmal zielt Raimund wenigstens drei Minuten; endlich durchschneidet der Vogel den Raum . . . Er geht gut, aber der Schuß geht nicht los.

„Ich habe gewonnen! ich habe gewonnen!" ruft Raimunds Gegner. „Sie schulden mir ein Eis . . ."

„So, Sie haben gewonnen, das kömmt darauf an. Ich bin sicher, daß der Schnabel den Abzug berührt hat; und wenn es nicht losgegangen ist, so muß das Pulver naß sein."

„Faule Ausrede! Sie haben verloren und schulden mir ein Eis."

„Schön denn, dann will ich meine Revanche."

„Das ist nicht mehr als recht und billig. Das wird zwei Portionen statt einer machen."

„Das werden wir sehen. Hören Sie, Mann. Stellen Sie den Abzug wieder; ich bin sicher, daß etwas in Unordnung ist, was das Losgehen des Schusses verhindert hat."

Um dem Spieler zu Willen zu sein, geht der Mann hin, öffnet die Büchse und sieht nach. Währenddem hat mein Nachbar den Vogel wieder genommen, und gereizt durch den Verlust seiner ersten Wette, mißt er, betrachtet den Eisenschnabel, sucht dem Vogel ein vollständiges Gleichgewicht zu geben und faßt ihn sehr zart an den beiden Flügeln.

„Ich sehe, was es ist," sagt er mit Sicherheit; „wenn ich eben so genau nachgesehen hätte, hätte ich den Wurf nicht verfehlt.

Man muß den Vogel ganz leicht mit den Fingerspitzen halten und dann gleichmäßig werfen."

Indem Herr Raimund dies sagt, läßt er den Vogel los, der den unglücklichen Menschen, der noch die Büchse nachsieht, am Kopfe trifft und schwer verwundet, so daß er laut schreiend niederfällt. Alles eilt auf ihn zu, und Raimund benutzt diesen Augenblick, um sich davon zu machen. Er bricht sich einen Weg durch die Menge, indem er mit den Armen alles, was vor ihm ist, zur Seite stößt, springt über die Stühle fort, bricht wie ein Besessener durch Gruppen, die auf dem Rasen sitzen, verwickelt sich in die Beine eines Dämchens, das, nachlässig im Grase liegend, mit einem jungen Offizier plauderte, fällt mit Wucht auf dieselbe und drückt mit seinem Bauche einen Busen ein, der zum Glück nur aus Gaze besteht. Die Dame schreit, um glauben zu machen, daß ihr Busen breit gedrückt ist; der Offizier erhebt sich wütend darüber, daß man Reize hat verschwinden lassen, die er für echt gehalten, er ergreift einen Stuhl und springt hinter Raimund her, welcher schon weit fort ist, da ihm die Angst Flügel giebt.

Ich mache mir den Spaß, meinem Nachbar zu folgen, der in dem Tumulte seinen Hut verloren hat; ich sehe ihn immer noch laufen und jeden Augenblick etwas anrichten: er stürzt gegen eine Schaukel, rennt gegen Holzpferde, wirft zwei Fräulein um, die in einem kleinen Viereck tanzen, rennt alle Strauchtöpfe um, die sich auf seinem Wege befinden, und stürzt sich, um den Blicken der ihn Verfolgenden zu entkommen, in eine große Allee, in der Hoffnung, sich in der Menge zu verlieren. Da er aber an allen vorüber will, so rennt er in eine Guirlande farbiger Gläser, die an den Seiten etwas niedrig hängt, zerreißt die Schnur, und alle die kleinen Gläser fallen auf die Spaziergänger, die sich in einem Augenblick mit Flecken bedeckt sehen. Die Damen stoßen beim Anblick ihrer mit Öl beschmutzten Kleidungsstücke durchdringende Schreie aus, die Herren sind nicht weniger wütend über ihre Zurichtung. Raimund sieht sich von neuem als Gegenstand des allgemeinen Zornes; der arme, noch ganz atemlose Teufel muß von neuem die Flucht aufnehmen: um schneller aus der Allee zu kommen, springt er über einen Busch weg; er weiß nicht mehr, wo ihm der Kopf steht. Er rennt in den Raum, wo das Feuerwerk angerichtet ist, und wirft alles durcheinander; der Feuerwerker ruft nach den Gendarmen, um den Frevler zu arretieren. Die Wache kommt; Raimund hat gerade noch Zeit mit dem Kopfe durch ein Transparent zu rennen, dann verschwindet er endlich. Alles be-

ruhigt sich, man sucht das Unheil, welches mein Nachbar angerichtet hat, wieder gut zu machen, und ich kehre nach dem Zentrum der Spiele zurück, indem ich über das Pech Raimunds lache, das mich schon für seine Spioniererei am Morgen gerächt hat.

„Meiner Treu," denke ich, indem ich mich dem Tanzplatze nähere, „wäre ich nur nach Tivoli gekommen, um Zeuge der Heldenthaten dieses Raimunds zu sein, es wäre schon genügend für einen Abend."

Ich nähere mich der Stelle, wo eine Quadrille getanzt wird, und meine Augen bleiben bald auf einem jungen Mädchen haften, die ein Häubchen mit einem Rosenstrauß trägt. Ich bewundere die pikanten Züge des Mädchens: ihre Augen sind vom Tanze belebt, das Vergnügen läßt häufig ihren Busen aufwogen, und das schmeichelhafte Murmeln, welches um sie her ertönt, färbt ihre Wangen mit lebhafter Röte.

Als ich aber so die hübsche Tänzerin betrachte, kommt mir plötzlich eine Erinnerung: diese Züge, diese Taille, dies Rosenbouquet und dieser Plan, nach Tivoli zu kommen . . . kein Zweifel mehr, es ist Fräulein Karoline, meine kleine Blumenmacherin von gestern. Ich hatte sie ganz vergessen und gar nicht daran gedacht, mich im Garten nach ihr umzusehen. Ach, da der Zufall mich sie wiederfinden läßt, so benutzen wir denselben, versuchen wir, mit ihr zu tanzen, um mit ihr sprechen zu können.

Der Kontretanz ist beendigt, die Herren führen die Tänzerinnen an ihre Plätze zurück. Ich sehe die kleine Blumenmacherin sich neben eine einfach angezogene alte Frau setzen: das ist ihre Tante. Der Tänzer bleibt bei ihr: das ist der Julius von gestern Abend. Endlich wird noch ein junges Mädchen von ihrem Kavalier zurückgebracht und setzt sich zu Karoline: das macht die Gesellschaft vollständig, die, wie ich mich jetzt erinnere, in der That aus vier Personen bestehen sollte.

Ich gehe lange Zeit um Fräulein Karoline und ihre Gefährtin herum, gehe an der Gruppe vorbei und sehe das hübsche Mädchen an . . . aber man achtet nicht auf mich. Ich fühle, daß ich mich entschließen muß: ich werde aussehen, wie ein Kommis, der alle Sonntage nach Tivoli zum Tanzen geht. Da spielt das Orchester das Präludium; ich nähere mich dem Mädchen, aber in dem Augenblicke, wo ich die schöne Blumenmacherin auffordern will, steht sie auf und giebt einem jungen Manne die Hand, der mir zuvorgekommen ist, und sie zu Tanze führt. Damit mir dies Mißgeschick nicht noch einmal passiere, eile ich nach der Quadrille,

in welcher Fräulein Karoline figuriert und engagiere sie zum nächsten Kontretanz. Sie nimmt an: ich bin entzückt, bleibe bei ihr, mische mein Lob zu demjenigen mehrerer jungen Leute, und während ihr Tänzer sein en avant deux ausführt, mache ich ihr ein Kompliment über ihren Rosenstrauß und bitte für meine Ungeschicklichkeit von gestern um Entschuldigung. Darauf sieht sie mich an, lächelt mir zu und schenkt mir mehr Aufmerksamkeit; ich habe Grund zu glauben, daß die Musterung nicht zu meinen Ungunsten ausfällt. Ich wage von Zeit zu Zeit einige Worte, um anzudeuten, daß ich nur in der Hoffnung, sie zu treffen, nach Tivoli gekommen sei; sie antwortet mir nicht, hört aber zu: wenn sie kokett ist, werde ich schon Fortschritte machen . . . und sie ist es, muß es sein, alle Frauen sind es. Der Kontretanz ist zu Ende; ich erwarte mit Ungeduld den folgenden; ich kann dann mit ihr sprechen, und es wird mir leicht sein zu erfahren, was ich zu hoffen habe. Fräulein Karoline wird wieder auf ihren Platz geführt, und ich promeniere in der Pause in den Bosketts, welche den Tanzplatz umgeben.

Aber diese Pause muß bald aus sein, und ich will mich meiner Tänzerin nähern. Da ertönt ein Kanonenschlag, und alles eilt nach dem großen Mittelviereck, die Stühle mitschleppend. Das Feuerwerk beginnt. Ich eile nach dem Tanzplatze; derselbe ist leer; ich folge der Richtung, wohin die Menge geeilt ist, aber beim Anblick dieser Menschenmasse sehe ich ein, daß es thöricht wäre, in derselben jemand suchen zu wollen.

Nach Beendigung des Feuerwerks kehre ich nach dem Tanzplatze zurück, aber diejenige, die ich eingeladen habe, ist nicht da; die guten Bürgersleute kehren nach dem Feuerwerk in ihre vier Pfähle zurück. Ich lasse die Menge sich entfernen und gehe aufs Geradewohl durch die Alleen, wo die farbigen Gläser nur noch ein ungewisses Licht verbreiten. Ein Glöckchen ertönt, und obgleich das Gelächter einiger jungen Leute, das Zischeln der Damen und das entfernte Geräusch des Tanzes mir jede Illusion über die Eremitage nehmen, so steige ich doch zu der Wohnung des sogenannten Zauberers hinauf, der einem gegen mäßiges Entgelt die Zukunft weissagt.

Ich bin angenehm überrascht, meine junge Blumenmacherin zu bemerken, welche wartet, bis die Reihe an sie kommt, um sich die Zukunft wahrsagen zu lassen. Ich nähere mich ihr; sie sieht mich und errötet; das ist ein gutes Zeichen. Aber ihre Tante

und Herr Julius sind bei ihr, ich kann also nicht mit ihr sprechen. Da kommt mir ein Gedanke, während der Zauberer seinen Handel mit Karolinens Gefährten abmacht; ich ziehe mein Taschenbuch heraus, trete an ein Lampion zurück und schreibe mit Bleistift eine zärtliche und leidenschaftliche Liebeserklärung, die keinen Sinn hat, aber die der Kleinen schmeicheln wird.

Dann nähere ich mich den Neugierigen und besonders dem Wahrsager. Karoline ist an die Stelle ihrer Freundin getreten und hat schon das magische Horn im Ohr. Ich zupfe den Zauberer am Rocke und zeige ihm den Zettel, auf welchen ich ein Hundertsousstück gelegt habe; er steckt die Hand aus und nimmt es: diese Leute verstehen leicht, was man sagen will. Alles das geschieht, ohne daß die Neugierigen etwas davon merken. Man sagt zu Karoline jedenfalls sehr hübsche Sachen. Denn sie lacht wie besessen, manchmal scheint sie beunruhigt und überrascht und wirft einen verstohlenen Blick auf mich. Ich wette, daß der Wahrsager ihr von mir spricht. Endlich nimmt er die Hand des jungen Mädchens und giebt ihr ihr Horoskop, wobei er ihr meinen Zettel zusteckt und ihr anempfiehlt, es erst am Abend vor dem Zubettgehen zu lesen. Ich glaube, daß Fräulein Karoline verstanden hat, denn sie steckt das Papier in den Busen, ehe sie zu ihrer Tante zurückkehrt.

Ich sehe sie endlich sich mit ihrer Gesellschaft entfernen, folge ihr aber nicht. Ich denke mir, daß der Eremit mir alles sagen wird, was ich wissen will, denn er hat leise mit der Kleinen gesprochen und sie hat ihm erst durch das Horn geantwortet.

Mein Mann läßt mich in seine Eremitage eintreten und kommt, ohne daß ich ihn frage, sofort zur Sache:

„Sie heißt Karoline.“
„Das weiß ich.“
„Sie ist Blumenmacherin.“
„Das weiß ich auch.“
„Sie ist achtzehn Jahre alt.“
„Das glaube ich.“
„Sie hat keinen Geliebten.“
„Das hoffte ich.“
„Sie will brav bleiben.“
„Daran zweifele ich.“
„Sie hat Sie bemerkt.“

„Das begreife ich."

„Sie gefallen ihr."

„Das wünsche ich."

„Sie arbeitet Sainte-Apollinestraße von acht Uhr morgens bis acht Uhr abends."

„Mehr will ich nicht wissen."

VIII.

Beim Mondenschein.

Ich belohne den kostbaren Wahrsager und gehe wieder in den Garten hinunter, der leer zu werden beginnt; erfreut, endlich zu wissen, wo ich Karoline finden kann, schlage ich den Weg nach dem Ausgange ein.

Als ich vor der Silhouettenbude vorübergehe, kommt es mir vor, als ob ich eine Stimme hörte, die mir nicht fremd ist. Ich bleibe stehen . . . man streitet sich in dem kleinen Kabinett aus Ölpapier, und ich erkenne die Stimme meines Nachbars Raimund. Was zum Teufel macht er da? Hören wir! Der Silhouettenschneider spricht in diesem Momente:

„Mein Herr, es ist halb zwölf; alle Leute sind fort, ich muß auch schließen."

„Noch eine Silhouette, mein Freund, und ich gehe."

„Mein Herr, Sie sind seit länger als zwei Stunden in meinem Kabinett, und ich habe Sie schon siebzehnmal geschnitten . . ."

„Nun, dann wird dies das achtzehnte Mal sein. Oh, ich kann viele Porträts gebrauchen . . . man bittet mich überall darum . . ."

„Mein Herr, ich sage Ihnen, daß ich meine Bude zumachen muß."

„Machen Sie zu, wenn Sie wollen; ich bleibe drin, ich will noch nicht gehen."

„Sie werden gehen, mein Herr!"

„Noch eine Silhouette . . ."

„Nein, es geht nicht mehr."

Ich kann mich des Auflachens nicht enthalten. Aus Furcht, für seine Streiche, die er am Abend gemacht hat, arretiert zu werden, hat sich Raimund in der Silhouettenbude versteckt, und

will durchaus nicht fort. Meine Stimme hat meinen Nachbar unruhig gemacht.

„Da,“ sagt er, „hören Sie? . . . Es sind Leute in unserer Nähe; Sie sagten, der Garten sei leer . . .“

„Mein Herr, bezahlen Sie und gehen Sie, sonst hole ich den Aufseher, damit er Sie an die Luft setze.“

Die Drohung mit dem Aufseher läßt Raimund erzittern, er sieht ein, daß er das schützende Kabinett verlassen muß; aber, ehe er sich in den Garten wagt, steckt er den Kopf durch die Thür, um sich zu überzeugen, ob man ihm nicht auflauere. Die erste Person, die er sieht, bin ich, der ich beim Anblick des bleichen und entstellten Gesicht des Nachbars meine Lachlust zunehmen fühle. Als Raimund mich erkennt, weiß er nicht, ob er sich wieder verstecken soll; aber überzeugt, daß ich ihn nicht verraten werde, faßt er einen Entschluß und klammert sich an mich wie an einen Rettungsanker.

„Mein lieber Herr Dorsan . . . wie freue ich mich, Sie zu treffen! . . . wenn Sie wüßten, was mir heute Abend in diesem verwünschten Garten passiert ist!“

„Oh, ich weiß es! . . . es hat Aufsehen genug gemacht.“

„Mein Gott, hat man etwa die Absicht, mich zu arretieren?“

„Das wäre schon möglich. Dem Manne, den Sie verwundet haben, geht es sehr schlecht; die jungen Leute, deren Kleider Sie verdorben haben, haben sich am Ausgange aufgestellt; der von Ihnen im Garten angerichtete Schaden ist ein bedeutender, und ...“

„Oh, ich Unglücklicher!“

Und Raimund geht wieder in die Silhouettenbude zurück, trotz der Zurückweisung des Eigentümers, der ihm am Kragen faßt, um ihn hinauszusetzen.

„Retten Sie mich, Herr Nachbar! Sie sind meine einzige Hoffnung.“

„Nun, ich bin bereit, obgleich Sie mir diese Nacht einen ganz perfiden Streich gespielt haben.“

„Oh, ich schwöre Ihnen . . . ich versichere Sie . . . es war Zufall . . . Ich werde alles, was ich gesagt habe, widerrufen, wenn Ihnen damit ein Gefallen geschieht . . . ich werde sagen, das Mädchen habe bei mir geschlafen . . .“

„Das lassen Sie, bitte, Herr Raimund, hüten Sie sich wohl, je von ihr zu sprechen. Aber verlassen Sie diese Bude und kommen Sie mit mir.“

„Ich komme mit, mein lieber Nachbar . . . Geben Sie mir meine Bilder . . . wieviel kosten diese Silhouetten?“

„Siebzehn à vierzig Sous, macht gerade vierunddreißig Franken, mein Herr.“

„Wetter! das ist etwas teuer!“

„Es ist der Preis.“

„Nun,“ sage ich zu Raimund, dessen jämmerliches Gesicht keine vierunddreißig Franken wert war, „Sie können manche damit glücklich machen, das ist eine kleine Entschädigung.“

Raimund bequemt sich und zahlt seufzend, dann nimmt er meinen Arm und beschwört mich, ihn zu beschützen.

„Ich bin gern bereit,“ sage ich; „aber Sie sehen ein, daß ich es nicht mit etwa fünfzig jungen Leuten, die an der Thür auf Sie warten und entschlossen zu sein scheinen, Ihnen übel mitzuspielen, aufnehmen kann.“

„Ja . . . ja, ich sehe das ein; aber ich kann doch nicht die Nacht hier zubringen . . . noch dazu ohne Hut; ich würde mir den Schnupfen holen und muß morgen die Arie Jocondes in einer Dilettanten-Soiree singen.“

„Das ist sehr unangenehm. Wollen Sie es riskieren, aus der Thür zu gehen?“

„Bewahre! . . . Wenn diese jungen Leute etwas im Kopfe haben, sind sie sehr brutal.“

„Dann sehe ich nur noch einen Ausweg: über die Mauern zu klettern.“

„Wenn man mich aber für einen Dieb hält?“

„Fürchten Sie nichts; ich habe meinen Plan . . . Kommen Sie!“

Wir schlagen die dunkelsten Wege ein. Raimund folgt mir zitternd; ich führe ihn nach der Mauer an der Clichystraße und lasse ihn sich hinter einer Hagebuche auf die Erde setzen.

„Bleiben Sie hier; ich gehe hinaus und stelle mich in der Clichystraße hier an der Mauer auf. Im günstigen Momente, wo Sie ohne Gefahr übersteigen können, werde ich Ihnen das Zeichen geben.“

„Welches Zeichen?“

„Zweimaliges Händeklatschen.“

„Gut! . . . Die Mauer ist etwas hoch . . . aber schließlich ist's immer besser als totgeschlagen zu werden . . .“

„Adieu, und Geduld; machen Sie kein Geräusch und warten Sie das Signal ab.“

„Oh, ich werde schon aufpassen . . . Könnten Sie mir nicht Ihren Hut leihen?“

„Unmöglich, ich singe morgen ein Duett."

„Dann will ich mir das Schnupftuch um den Kopf binden."

„Das empfehle ich Ihnen auch."

„Ah, wenn man Sie an der Thür fragt, so sagen Sie, ich sei schon fort."

„Das ist selbstverständlich."

„Lassen Sie mich nicht zu lange warten . . ."

„Solange ich noch Leute umherlauern sehe, kann ich Sie nicht auffordern, das sehen Sie doch ein."

„Mein lieber Herr Dorsan! . . . wie verpflichten Sie mich!"

„Adieu, ich werde über Sie wachen."

Ich entferne mich, über die Lage und Feigheit Raimunds lachend. Es war Zeit, daß ich den Garten verließ, man wollte gerade die Thüren schließen. Im Vorbeigehen werfe ich einen Blick in die Clichystraße, wo mein Nachbar mich zu seiner Sicherheit schildern glaubt, und schlage den Weg nach meiner Wohnung ein. Das gestrige Betragen Raimunds verdiente diese kleine Rache. Ich lache über die Angst Raimunds und das Gesicht, das er beim Warten machen muß. Bald aber wenden sich meine Gedanken einem angenehmeren Gegenstande zu: ich denke an die reizende Karoline. Sie hat jedenfalls meinen Zettel gelesen; morgen werde ich in ihr Geschäft gehen und bald wissen, was ich zu hoffen habe.

Unter solchen Gedanken erreiche ich mein Haus; der Weg ist mir kurz erschienen, allerdings ist es prachtvolles Wetter, der Mond scheint wenigstens ebenso schön wie gestern; aber heute Abend beschäftige ich mich nicht mit dem Firmamente. Ich will eben klopfen, als eine Gestalt, die auf der Steinbank am Thore gesessen hat, sich schnell erhebt und auf mich zukommt.

„Ah, da sind Sie, Herr Dorsan . . . ich wartete auf Sie . . ."

Ich erkenne meine kleine Blumenhändlerin, welche der Anblick Karolinens aus meinem Gedächtnisse verbannt hatte . . . Sie hat mich nicht vergessen . . . sie hat auf der Straße auf mich gewartet! . . . und es ist beinahe Mitternacht!

„Seit wann sind Sie da, Nizette?"

„Seit neun Uhr, mein Herr."

„Und warum warten Sie solange auf mich?"

„Oh, mein Herr . . . verzeihen Sie; aber ich konnte es nicht lassen, ich wollte Ihnen nochmals danken . . . und Ihnen sagen, was ich mit meinem Gelde gemacht habe."

„Mein liebes Kind, das war nicht nötig; ich bin überzeugt, daß Sie sich gut betragen werden."

„Sind Sie böse darüber, daß ich Sie erwartet habe? . . . dann werde ich gehen.“

Ich errate an ihrer Stimme, daß sie nahe daran ist, zu weinen. Sollte ich hart mit ihr gesprochen haben? Sie entfernt sich mit schwerem Herzen . . . ich nehme ihre Hand und halte sie zurück . . . sie stößt einen tiefen Seufzer aus . . . Arme Nizette! . . . wäre das meinetwegen? Wenn das der Fall wäre, so würde ich sie beklagen. Ich verdiene wirklich nicht, von einem gefühlvollen und beständigen Herzen geliebt zu werden, und dennoch will ich, daß man mich anbete und mir treu sei; reime das, wenn Du kannst.

„Laß sehen, meine liebe Nizette, erzählen Sie mir alles, was Sie seit gestern gemacht haben.“

„Es wird Sie also nicht langweilen?“

„Nein, gewiß nicht! interessiere ich mich denn nicht für alles, was Sie betrifft?“

„Oh, mein Herr . . . wenn Sie . . . nun, dann hören Sie. Zuerst bin ich zu meiner Mutter gegangen . . . denn schließlich . . . es ist doch meine Mutter, und wenn sie mich auch vor die Thür gesetzt hat, so schulde ich ihr doch immer Achtung.“

„Gewiß, Sie haben recht daran gethan! Und wie hat Frau Jerome Sie empfangen?“

„Sehr schlecht . . . o sehr schlecht! . . . Sie hat mich nicht einmal gefragt, wo ich die Nacht zugebracht habe . . . Aber sie hat mich wieder aufgefordert, Beauvisage zu heiraten, dann würde sie mir meine Karavanen, wie sie es nennt, verzeihen . . . Habe ich Karavanen mit Ihnen gemacht, mein Herr?“

„Nein, gewiß nicht. Und dann?“

„Oh, ich habe mich geweigert, weil ich inbezug auf das Heiraten auch meinen Kopf habe . . . Da . . . hat sie mich wieder geschlagen, und diesmal waren Sie nicht da, um es zu verhindern . . .“

„Nun, Nizette?“

„Darauf habe ich mein Bündel gepackt und das Haus verlassen, ohne meine Schwester zu sehen, die es nicht gewagt haben wird, sich vor mir zu zeigen. Ich habe mir gesagt: Seien wir nicht traurig! ich habe mir nichts vorzuwerfen. Ich will freilich den Wurstmacher nicht, aber wenn das ganze Leben im Spiele ist, so kann man wohl nach eigenem Willen handeln. Ich habe mich also mit meinem kleinem Pakete entfernt, und ich weiß nicht, wie es gekommen ist, aber so beim Marschieren bin ich plötzlich in

Ihre Straße gekommen . . . Ich suchte ein kleines Zimmer . . . und habe da unten eins gemietet . . . ganz in der Nähe, in der Straße Saint-Honoré, am Boulevard. Ich habe mir ein Bett und einen Stuhl gekauft, weiter brauche ich nichts. Morgen bekomme ich einen Tisch für meine Boukets, die Bezugsquelle für Blumen weiß ich. Ich werde mich dort aufstellen . . . auf dem Boulevard . . . an der Ecke . . . wenn Sie Boukets haben wollen, so werde ich wenigstens nahe zur Hand sein . . . und es wird Ihnen leicht sein, es mich wissen zu lassen . . . Habe ich recht gethan, mein Herr?"

Ich war von der Zuneigung Nizettens gerührt; sie hatte in meiner Nähe sein wollen, das erriet ich, und die Art, wie sie mir es sagte, hatte etwas so Naives und Einfaches, daß es schien, als ob sie nur ihre Pflicht gethan habe.

„Sie sagen nichts, Herr Dorsan; sind Sie böse, daß ich mein Viertel verlassen habe, und hierher gekommen bin? . . . Oh, wenn es das ist, so werde ich mir morgen ein anderes Zimmer suchen . . . werde weit fortgehen . . . sehr weit . . . Sie sollen mich nie wieder auf Ihrem Wege treffen . . ."

„Was sagen Sie da? ich sollte böse sein, daß Sie in meiner Nähe sind! Das ist nicht hübsch, Nizette; ich dächte, ich hätte Ihnen bewiesen, welches Interesse ich an Ihnennhme."

„Oh, verzeihen Sie, Herr Dorsan . . . ich hätte Sie vielleicht erst um Erlaubnis bitten müssen . . . Sie sind mein Beschützer."

„Schweigen Sie! Sie sind ein Kind! Ich freue mich, daß Sie in diesem Viertel wohnen, und werde Sie oft und immer mit Vergnügen sehen."

„Oh, mein Herr, und ich auch. Indessen werde ich nicht mehr so frei sein, Sie vor Ihrer Thür zu erwarten. Ich habe es heute nur gethan, um Ihnen Rechenschaft zu geben und damit Sie wüßten, wo ich jetzt bin.

„Entschuldigen Sie sich deshalb nicht, meine liebe Freundin . . . ich sehe Sie so gern . . . Ah, Nizette, welche grausame und reizende Nacht habe ich mit Ihnen verbracht! . . . die werde ich nie vergessen; ich fühle, daß ich nicht zum zweiten Mal den gleichen Mut haben würde."

„Sprechen wir davon nicht mehr, Herr Dorsan; ich will nach Hause, es ist sehr spät, und ich halte Sie wieder vom Schlafen ab . . . Es wird allerdings das letzte Mal sein, daß mir das passieren wird."

„Liebe Nizette! Ihre reizenden Züge, Ihre Grazie und

liebliche Offenherzigkeit werden mich in diesem Zimmer immer begleiten . . . wo ich Sie nochmals sehen möchte."

„Oh, Herr Dorsan, sagen Sie das nicht, ich bitte Sie . . . Der Unterschied zwischen uns ist zu groß . . . eine Blumenhändlerin!"

„Ach, Nizette . . . wenn Sie nur wollten . . ."

„Gute Nacht, Herr Dorsan, gute Nacht!"

Sie verabschiedet sich, aber sie geht nicht. Ich halte ihre Hand; sie stößt mich zurück und drückt mich zu gleicher Zeit. Meine Augen sind auf die ihren geheftet; wir sagen nichts mehr . . . aber wenn meine Hausthür offen wäre . . . oh, ich glaube, Nizette würde wieder mit mir gehen. Laute Schreie reißen uns plötzlich aus dieser süßen Situation, ein Mann kommt gelaufen, der nach Dieben schreit, Nizette macht sich los, sagt mir eine zärtliche gute Nacht und geht; ich will sie zurückhalten . . . sie ist schon weit.

Ich klopfe an meiner Thür und bin im Begriff einzutreten, da wirft sich der Mann, den ich für einen Betrunkenen gehalten, mit mir zugleich in die Thür und rollte in die Halle, indem er ruft: „Endlich bin ich gerettet!"

Ich habe die Stimme Raimunds erkannt und bin neugierig, das Ende seiner Abenteuer zu erfahren. Die Schließerin, die den Lärm gehört hat, kommt mit Licht, und wir sehen Raimund, dessen Beinkleid vom Gürtel bis zum Knie zerrissen ist, ausgestreckt und keuchend auf dem Boden liegen.

„Ach mein Gott, was ist Ihnen denn passiert, Herr Raimund?" ruft Frau Dupont. „Sie sind ja in einem jämmerlichen Zustande!"

„Wie, Sie sinds?" sage ich meinerseits, „warum haben Sie denn Tivoli verlassen, ohne mein Signal abzuwarten?"

„Ja! . . . ich glaube, ich hätte lange darauf warten können!"

„Sie sind zu ungeduldig."

„Ich war seit einer Stunde in jenem Winkel, als ich Leute sah, die die Runde machten; da hat mich die Angst gepackt und ich bin über die Mauer geklettert; aber in der Eile habe ich mir an den Glassplittern die Hose zerrissen und mir das Rückgrat verletzt. In der Straße Mont-Blanc haben mich Trunkenbolde insultiert, ich glaubte sogar, sie wollten mich bestehlen und bin ausgerissen. Gott sei dank, daß ich endlich im Hafen bin! aber an Tivoli werde ich denken!"

„Sie haben doch wenigstens Ihre Silhouetten gerettet?" frage ich.

„Ich glaube, ich habe einige beim Übersteigen verloren."

„Wetter, um so schlimmer! Bei Ihrem Profil wird es leicht sein, Sie aufzufinden. Ich rate Ihnen, vierzehn Tage ein falsche Nase und eine Brille zu tragen.“

Mein Nachbar, der wohl sieht, daß ich ihn aufziehe, hinkt, ohne mir eine Wort zu sagen, die Treppe hinauf. Auf unserem Flure grüße ich ihn lächelnd und trete allein in mein Zimmer, wo ich ziemlich friedlich schlafe ... Die Nächte folgen sich und sind sich nicht gleich: das sagen alle Frauen vierzehn Tage nach der Hochzeit.

IX.

Widerwärtigkeiten.

Mein erster Gedanke beim Erwachen gilt den beiden jungen Mädchen. Welche von beiden zuerst vor meine Seele tritt, ob Nizette oder Karoline, kann ich nicht sagen: ich weiß, daß sie mir alle beide gefallen; aber Nizette ist anständig, und will brav bleiben; bis jetzt habe ich gut gegen sie gehandelt. Bemühen wir uns, das was ich gethan, nicht zu verderben. Seien wir nur ihr Freund, wär's auch nur, um ein neues Gefühl mit einer Frau kennen zu lernen.

Fräulein Karoline beurteile ich anders; ich halte sie für keine Novize, ihr unschuldiges Gethue mit Herrn Julius imponiert mir nicht: sie sucht, einen Gatten zu angeln, liebt aber den armen Burschen nicht; hätte sie, wenn sie ihn liebte, alle die Abgeschmacktheiten, die ich vom Stapel gelassen habe, lächelnd angehört? . . . Fräulein Karoline ist sehr kokett, und ich glaube, ziemlich gerieben. Indessen hat sie mich, als ich ihr auf der Straße nachgegangen bin, ziemlich schlecht aufgenommen; freilich war sie in schlechter Laune, weil ich ihr den Putz für den folgenden Tag zerknittert hatte, welcher damals viel interessanter war als eine Eroberung, weil er ihr hundert verschaffen sollte. Aber ich werde bald erfahren, woran ich bin.

Um Mittag begebe ich mich in den Laden, den der Wahrsager mir bezeichnet hat. Er hat mich nicht getäuscht: unter einer Anzahl hübscher Gesichter, bemerke ich meine reizende Tänzerin. Alle diese Fräulein schlagen beim Anblick eines jungen Mannes die Augen nieder, aber sie mustern mich sämtlich verstohlen. Karoline hat mich erkannt, das sehe ich an einer gewissen Verlegenheit, an der Lust, die sie hat, mich anzusehen, und an dem Eifer, mit dem sie arbeitet, um ihre Verwirrung desto besser zu verbergen. Ich verlange Sträuße, Guirlanden, Garnituren; man

zeigt mir alles, aber ich werde von einem Herrn bedient, und die Fräulein rühren sich nicht vom Platze.

Das paßt mir nicht in den Kram, aber ich sehe, daß ich zu Ende kommen muß. Ich kaufe für fünfzig Franken künstliche Blumen, die ich sofort bezahle; gebe meine Adresse an, und bitte, mir das Gekaufte im Laufe des Tages zuzuschicken, da ich morgen aufs Land reise. Man verspricht es mir, und ich entferne mich; Karoline muß mich verstehen. Aber wird sie kommen?

Ich kehre nach Hause zurück, und benachrichtige die Schließerin, daß ich Einkäufe, die ich gemacht, erwarte, und daß die Überbringerin mir dieselben auf mein Zimmer bringen soll. Ich bin in meiner Wohnung, und von Ungeduld geplagt, wie alle jungen Leute bei einem ersten Rendez-vous, wie alle jungen Mädchen, welche von der Mutter im Hause zurückgehalten werden, während sie vor Verlangen brennen, auszugehen. Eine Stunde vergeht, niemand kommt . . . Bald ist wieder eine Stunde um; ich bin im Begriff, wieder nach dem Geschäft zu gehen . . . als es bei mir klingelt. Mit einem Satze bin ich an der Thür, und öffne . . . Raimund steht vor mir mit einer mächtigen Schachtel.

„Was wünschen Sie von mir, Herr Raimund?“

„Herr Nachbar, ich begrüße Sie!“

„Aber bitte, was führt Sie zu mir?“

„Ich werde es Ihnen erklären . . . Erlauben Sie, daß ich eintrete, um diesen Karton abzulegen . . .“

Und, ohne meine Antwort abzuwarten, tritt er in mein Vorzimmer, und setzt sich auf einen Stuhl. Ich bleibe vor ihm stehen, um ihn desto eher wieder loszuwerden.

„Verzeihen Sie, wenn ich mir's bequem mache, aber mein Rücken ist noch sehr schlimm . . . Die Mauer war verteufelt hoch.“

„Was wünschen Sie von mir? Bitte, sprechen Sie; ich bin sehr pressiert“

„Einmal wollte ich Frieden mit Ihnen schließen, weil man unter Nachbarn sich nicht böse sein soll.“

„Nun, mein Gott, das bin ich auch durchaus nicht.“

„Das freut mich, und dann ist das ja erledigt . . . Ich suchte eine Gelegenheit, um mit Ihnen zu sprechen; sie hat sich geboten, und ich habe sie ergriffen: man hat soeben bei mir geklingelt, und nach Ihnen gefragt . . .“

„Was! . . . soeben! . . . und wer?“

„Ein junges Mädchen . . . ganz hübsch sogar . . . aber nicht so wie die von gestern . . .“

„Ein junges Mädchen? . . und was wollte sie? . . . kommen Sie doch zu Ende!"

„Sie hat diesen Karton für Sie gebracht, und nichts weiter zu bestellen gehabt . . ."

„Nun! . . . wo ist sie? . . . was haben Sie gesagt?"

„Ich habe gesagt, Sie seien ausgegangen, und habe ihr den Karton abgenommen, um das Vergnügen zu haben, Ihnen denselben selbst zu übergeben, und Frieden mit Ihnen zu machen."

„Ach Gott! . . . ist's möglich? Was! müssen Sie sich denn immer in die Angelegenheiten anderer mischen! . . . Ich könnte rasend werden; jedenfalls war sie's!"

Während Raimund mich überrascht ansieht, und nicht weiß, was für ein Gesicht er machen soll, als er statt des Dankes den Zorn in meinen Augen funkeln sieht, öffne ich die Schachtel. Ich finde die sämtlichen Blumen, die ich gekauft habe, und trete in meiner Wut in die Schachtel. Die Sträuße und Guirlanden fliegen in die Luft, und eine davon fällt Raimund auf den Kopf, der sie nicht abzunehmen wagt, weil mein Wutanfall ihn versteinert.

Nach diesem Ausbruche werfe ich mich in einen Fauteuil, und sehe meinen Nachbar an. Sofort ist mein Zorn verraucht, es ist mir unmöglich, ernst zu bleiben, als ich ihn so bekränzt, und starr vor Schrecken um sich blicken sehe. Ich lache laut auf; das beruhigt ihn, und er lacht mit, aber in gezwungener Weise, so daß er mehr eine Grimmasse schneidet.

„Nun," sagt er endlich, indem er sich bemüht, wieder zu lächeln, „ist Ihr Zorn vorüber?"

„Ich muß mich schon darein ergeben."

„Sind Sie mit den Waren, die man Ihnen schickt, nicht zufrieden?"

„Ach was, Waren! Herr Raimund, Sie werden mich zwingen, auszuziehen."

„Ich, Herr Nachbar; und warum denn?"

„Weil Sie mir an die Seite gesetzt zu sein scheinen, um alle meine Pläne zu vereiteln, und mich aus dem Häuschen zu bringen."

„Ich verstehe Sie nicht . . ."

„Warum schicken Sie die Leute, wenn sie irrtümlicherweise bei Ihnen klingeln, nicht zu mir? Warum sagen Sie, daß ich nicht zu Hause sei, wenn ich zu Hause bin? Weshalb nehmen

Sie diese Schachtel ab, wo ich mit der Überbringerin sprechen muß?“

„Mein lieber Herr Nachbar . . . ich bin untröstlich . . . ich wußte nicht . . .“

„Ich bitte Sie, Herr Raimund, mischen Sie sich nicht mehr in meine Angelegenheiten, wir würden uns sonst ernstlich überwerfen! . . . Sie haben andere Beschäftigung genug im Hause: Wenn Sie das Gewäsch der Köchinnen anhören, die Aufführung der Frauen ausspionieren, die kleinen Mädchen belauschen, und sich in die häuslichen Streitigkeiten mischen, brauchen Sie sich nicht auch noch um das, was ich thue, zu kümmern.“

„Herr Nachbar, ich versichere Sie, daß man mich bei Ihnen angeschwärzt hat . . . ich bin unfähig dazu . . . ich scherze gern, das ist alles; aber ich mache nie Klatschereien. Einmal bin ich keine Plappertasche. Wenn ich's wäre, so könnte ich Ihnen sagen, daß die Dame im ersten Stock zwei Liebhaber hat, daß ihr Mann eine Maitresse aushält, daß es mit Herrn Gerard im zweiten Stock faul steht, daß Frau Bertin Soiréen giebt, um ihre Töchter anzubringen, daß ihre Köchin einen Geliebten hat, dem sie Bouillon zuträgt, daß Herr Gerville Schulden macht, und nicht öffnet, wenn seine Gläubiger bei ihm klingeln, und hundert andere Dinge. Aber alles das geht mich nichts an; ich habe genug mit meinen eigenen Angelegenheiten zu thun, ohne mir über diejenigen anderer den Kopf zu zerbrechen. Ich habe den Karton abgenommen, weil ich glaubte, Ihnen einen Gefallen zu thun: das ist Ihnen unangenehm, dann lassen wir es. In Zukunft werde ich die Leute zu Ihnen schicken, auch wenn Sie nicht zu Hause sind. Ich empfehle mich Ihnen, Herr Nachbar.“

„Ah, bitte, noch ein Wort! Wie sah das junge Mädchen aus, welches den Karton gebracht hat?“

„Nun schön . . . das heißt nett . . .“

„Welche Größe?“

„Mittelgroß.“

„Braun?“

„Ja . . . braun oder kastanienfarbig . . .“

„Schwarze Augen?“

„Ja . . . das heißt dunkelgraue . . .“

„Ah, sie war's!“

„Welche sie?“

„Das geht Sie nichts an, Herr Raimund.“

„Allerdings nicht; ich fragte auch nur aus Versehen . . .

Adieu also . . . Ah, kommen Sie heute Abend zu Frau Vauvert? Es ist große Soirée, Konzert und vielleicht Ball. Ich werde die Arie Jocondes singen. Herr Vauvert hat mir gesagt, daß er eine junge Dame hat, die eine erste Kraft auf der Guitarre ist, und einen Herrn, der italienisch singt."

„Das ist ja sehr interessant."

„Ich glaube, Frau Bertin wird mit ihren Töchtern da sein; die jüngste studiert ein Stück ein, das sie auf dem Pianino vortragen wird. Aber die Zeit geht hin, und ich habe noch so und so viele Gänge. Auf Wiedersehen, Herr Nachbar! Ich habe Herrn Vauvert versprochen, ihm einen Baß und eine Quintgeige mitzubringen, um sein Quartet voll zu machen, und eile, um die Betreffenden zu benachrichtigen."

Endlich ist er fort. Dieser verwünschte Kerl ist daran schuld, daß ich Karoline nicht gesehen habe; denn ich zweifele nicht daran, daß sie es gewesen ist. Was soll ich nun thun? Wieder nach dem Laden gehen . . . was soll ich sagen? Ich weiß nicht; aber ich will mein Zimmer nicht unnütz mit künstlichen Blumen angefüllt haben; ich gehe wieder nach der Sainte-Apollinestraße.

Der Prinzipal ist nicht da: um so besser! Ich beklage mich, daß man mir die Blumen nicht geschickt habe. Ein Fräulein steht auf, und versichert, daß sie sie vorhin bei mir abgegeben habe. Also Karoline ist es nicht gewesen. Ich beruhige mich, und schiebe die Schuld auf meinen Nachbar; die Direktrice schilt das Mädchen. Ich kaufe noch einige Guirlanden, die ich vergessen hatte, und bitte, daß man mir sie mitschicke. Diesmal wählt man Karoline, um mich zu begleiten.

Fräulein Karoline geht mit gesenkten Augen; ich halte mich in respektvoller Entfernung, aber eine Strecke vom Laden lasse ich sie in eine Droschke steigen, um nach meiner Wohnung zu fahren. Das junge Mädchen zögert zuerst, aber ich dränge sie, und sie steigt ein, und nun muß sie schon alles anhören, was die Liebe mich sagen läßt, wenn man die Thorheiten, die mich seit gestern beschäftigen, Liebe nennen kann.

Aber Hindernisse reizen, und machen manchmal aus einer einfachen Laune ein tiefes Gefühl. Die Schwierigkeiten die ich gefunden habe, um mich mit Karoline zu unterhalten, lassen mich einen großen Reiz darin finden, an ihrer Seite zu sein; meine Worte sind um so beredter und feuriger . . . und es gehört so wenig dazu, ein junges Mädchen zu überzeugen, dessen Herz schon halb besiegt ist.

Alles läßt mich also den glücklichsten Erfolg erhoffen. Doch der Wagen hält, wir steigen aus, und Fräulein Karoline giebt mir meine Schachtel, will aber nicht mit nach oben kommen. Vergebens beschwöre ich sie, und gelobe, artig zu sein: Die Hartnäckigkeit der Blumenmacherin ist durch nichts zu besiegen; alles, was ich von ihr erlangen kann, ist ein Rendez-vous auf dem Boulevard für den nächsten Abend.

Sie ist fort, und ich kehre allein in meine Wohnung zurück. Ich kann nicht umhin, an den Unterschied in dem Betragen Karolinens und Nizettens zu denken. Die kleine Blumenhändlerin, die mich kaum kannte, hat mich in der Nacht selbst um Mitnahme nach meiner Wohnung gebeten; die Blumenmacherin will, trotzdem sie einen Anlaß hat, mich nicht mitten am Tage dahin begleiten. Was soll ich daraus schließen? Daß die eine die Gefahr besser kennt als die andere? . . . Nein, Nizette kannte sie, sie dachte aber nicht daran, und vertraute mir. Daß Karoline braver ist als Nizette? Das ist nicht möglich! ich fürchte das Gegenteil, und der Unterschied, der in ihren Sträußen obwaltet, könnte sehr wohl auch in ihrer Tugend obwalten.

Warten wir das Rendez-vous ab.

X.

Im „Meridian."

Nach Mitternacht kehre ich aus der Abendgesellschaft bei Vauvert nach Hause zurück und denke an eine neue Bekanntschaft, die ich dort gemacht habe . . . Eroberung will ich noch nicht sagen, wenn ich mir auch im stillen dessen schmeichele. Indessen habe ich die reizende Karoline nicht vergessen, die mir für den folgenden Abend ein Stelldichein gegeben hat. Meine Phantasie hat Stoff zum Träumen; welches Vergnügen verspricht mir die Zukunft! Ich bin ohne Licht nach oben gegangen; als ich aufschließen will, berührt meine Hand etwas . . . es sind Blätter . . . ein Blumenstrauß steckt da . . . Oh, ich weiß, von wem! In meinem Zimmer betrachte ich den Strauß bei Licht; er ist reizend . . . Orangenblüten, Rosen, Nelken, umgeben von Stiefmütterchen; das Ganze ist mit weißseidenen Bändchen umwunden. Liebenswürdige Nizette! . . . Du denkst also immer an mich, Du bist nicht undankbar, Du hast ein Herz und bist brav . . .

Ich schlief noch, als Frau Dupont am andern Morgen kam, um aufzuräumen.

Da ich wissen möchte, wie der Strauß an meine Thür gekommen ist, so frage ich die Schließerin:

„Hat gestern Abend jemand nach mir gefragt?"

„Nein, mein Herr, niemand."

„Haben Sie niemand zu mir heraufkommen sehen?"

„Sie können sich denken, daß ich niemand nach oben gelassen hätte, da ich wußte, daß der Herr fort waren."

Sonderbar! Wie hat sie es angefangen, daß sie von der Schließerin nicht gesehen wurde? Sie wollte nicht, daß man sie den Strauß zu mir tragen sah, weil sie denkt, daß ich böse sein könnte; ihr Geschenk ist mir deshalb um so wertvoller. Um mich

von allen diesen Gedanken zu zerstreuen, denke ich an die Aufträge meines Schwagers und gehe fort, es Frau Dupont überlassend, alle die künstlichen Blumen, die noch im Zimmer umherliegen, in eine Schachtel zu legen; aber ich empfehle ihr an, den Strauß auf dem Kamine nicht zu berühren.

Der Tag geht mit Ausführung der Aufträge hin. Es ist mir durchaus nicht unangenehm, Beschäftigung zu haben, denn die Zeit vergeht schneller. Man glaube indessen nicht, daß ich die Zeit gewöhnlich mit Faullenzen hinbringe; nein, ich liebe die schönen Künste, besonders Dichtkunst und Musik, und pflege dieselben mit Eifer, wenn meine Liebesthorheiten mir Muße dazu lassen. Es ist Zeit, ans Diner zu denken, und da ich am Abend ein Rendevous auf dem Boulevard Bondy beim Chateau-d'Eau habe, so entscheide ich mich für den „Blauen Stern," auf dem Boulevard du Temple. Auf dem Wege dahin, erregt plötzlich ein Herr mit einer Dame am Arm, meine Aufmerksamkeit. Die Figur Raimunds ist mir zu bekannt, als daß ich mich täuschen könnte, es ist sein Gang, seine dicken Waden, seine Gesten. Die Dame hat das Gesicht unter einem großen Hute verborgen, aber auch sie kommt mir bekannt vor. Mein Nachbar spricht angelegentlich mit ihr, drückt ihr den Arm und scheint mir in einem Liebesabenteuer begriffen zu sein. Ich möchte, ohne von Raimund bemerkt zu werden, das Gesicht seiner Begleiterin sehen; aber sie gehen quer über den Boulevard und treten in den „Meridian," ein Restaurant an der Ecke der Angoulemestraße ein. Was hindert mich, ihnen zu folgen? Raimund macht immer so viel Aufhebens von seinen Maitressen, die, wenn man ihm glauben wollte, stets Prinzessinnen und seltene Schönheiten sind, daß ich ganz gern einmal die Halbgöttinnen sähe.

Ich trete in den „Meridian" ein, und verlange ein Kabinett. Eine Kellnerin führt mich; wir kommen an ein Zimmer vorüber, aus dem ich Raimunds Stimme höre, und ich lasse mir das Nebenzimmer öffnen. Die Wand, welche mich von dem Zimmer scheidet, wo sich Raimund mit seiner Schönen befindet, ist so dünn, daß ich ihre Stimmen hören kann, wenn sie nicht leise sprechen. Zudem lasse ich meine Thür offen; die ihrige ist noch nicht geschlossen, weil bei ihnen gedeckt wird; ich kann also hin und wieder etwas von dem, was Raimund sagt, auffangen, da derselbe die leidige Gewohnheit hat, sehr laut zu sprechen. Nach dem, was ich höre, giebt sich mein Nachbar große Mühe, seiner Dame zu gefallen, deren Geschmack er bei Bestellung des Diners zu Rate zieht. Ich glaube, er liest ihr schon zum dritten Mal die Speisekarte vor;

es wird ihr schwer, sich für etwas zu entscheiden; sie hat auf nichts Appetit, alles ist ihr gleichgültig, aber sie verlangt eine ganze Reihe Dinge, die nicht auf der Karte stehen Ich schließe aus allem, daß mein Nachbar keine sehr distinguierte Eroberung gemacht hat, ja, ich möchte sagen, seine Schöne ziehe ihn auf; ich möchte wetten, daß er sein Diner umsonst ausgiebt.

Jedesmal, wenn die Stimme der Dame sich hören läßt, ruft sie dunkle Erinnerungen in mir hervor; ich kenne sie entschieden, kann aber nicht sagen, welche von meinen zahlreichen Bekanntschaften es ist. Oh, ich muß sie sehen!

Raimund scheint sich entschlossen zu haben, seine Karte selbst zusammenzustellen. Die Dame trällert einige Vaudeville-Refrains. Ich höre schellen; das Mädchen kommt und entfernt sich wieder, nachdem Raimund bestellt hat. Da will die Dame einen Handkäse, den Raimund nicht bestellt hat; er eilt dem Mädchen nach, um denselben dazu zu schreiben. Als er vor meinem Zimmer vorbeikommt, dessen Thür offen steht, wirft er einen Blick herein und bemerkt mich.

„Was sehe ich! . . . meinen lieben Freund Dorsan!"

„Ihn selbst, Herr Raimund. Was machen Sie denn hier?"

Er kommt mit geheimnisvoller Miene auf den Zehenspitzen herein, zeigt lächelnd nach dem Nebenzimmer und versucht halblaut zu sprechen.

„Ich bin da . . . nebenan . . ."

„Was Sie sagen!"

„Aber nicht allein . . ."

„Ah, verstehe . . . ein Liebesabenteuer . . . pikantes Gelage . . ."

„Getroffen!"

„Sie sind ein Teufelskerl! Ich soll flatterhaft und untreu sein; aber ich bin überzeugt, daß Sie hundertmal mehr Sprünge machen, als ich."

„Na, schlecht treibe ich's nicht!"

„Und Ihre Begleitung?"

„Oh, reizend . . . köstlich . . . etwas sehr Feines . . . hat Equipage und Livreediener! Wir sind hier inkognito."

„Das kann ich mir denken!"

„Sie gewährt mir heute eine Gunst, die sie tausend anderen abgeschlagen hat."

„Sie Glücksmensch! . . . Sie reizen meine Neugier; könnte ich sie nicht mal sehen?"

„Oh, unmöglich, lieber Freund, unmöglich! Sie hält sehr auf ihren Ruf; wenn sie wüßte, daß ich gegen einen Freund von mir indiskret gewesen, würde sie es mir nie verzeihen."

„Nun, dann sehe ich davon ab; trotzdem mache ich Ihnen wegen einer solchen Eroberung mein Kompliment."

„Ich bin allerdings stolz darauf. Sie wissen, daß ich im Punkte der Weiber diffizil bin . . . ich gehe nicht mit der ersten besten; ich halte auf guten Ton und Aussehen. Besonders liebe ich es, die Spröden zu besiegen; da hat man wenigstens etwas Gutes und Festes . . . Sie verstehen . . . Aber ich wette, daß meine Schöne ungeduldig wird; Adieu, Herr Nachbar . . . Liebe und Genuß rufen mich . . ."

„Lassen Sie sie nicht warten."

Raimund geht, aufgebläht von dem Vergnügen, daß man ihn bei einem erfolgreichen Abenteuer gesehen. Er schließt die Thür seines Zimmers hinter sich zu. Was er mir gesagt hat, vermehrt meine Neugier, wenn ich auch überzeugt bin, daß er wie gewöhnlich aufgeschnitten hat.

Mein Fenster geht auf den Boulevard, und ich blicke hinaus, um, bis meine Suppe kommt, die Aussicht zu genießen. Ich bemerke, daß im Nebenzimmer die Jalousien nicht heruntergelassen sind, und schließe daraus, daß Raimund noch nicht sehr weit gekommen ist.

Als ich die Vorübergehenden betrachte, sehe ich auf dem Boulevard vor dem Restaurant meinen Hausgenossen Gerville stehen bleiben, denselben, bei welchem Agathe jene denkwürdige Nacht verbrachte, in welcher ich Nizette Gastfreundschaft gewährte. Was macht der denn da? . . . er sieht sich nach allen Seiten um und scheint jemand zu erwarten oder zu suchen.

Bei meinen Nachbarn wird das Fenster geöffnet . . . Aber was haben sie denn? . . . Ich höre einen Schrei, und das Fenster wird hastig wieder zugemacht. Wahrhaftig, ich werde, glaube ich, ebenso neugierig, wie Raimund.

Ich bin vom Fenster zurückgetreten, und es kommt mir vor, als ob im Nebenzimmer hitzig gesprochen würde. Doch meinetwegen mögen sie thun, was sie wollen, ich habe Hunger, und da kommt gerade meine Suppe. Aber was ist das für ein Geräusch! . . . Raimund tritt plötzlich bei mir ein, bleich, entstellt, zitternd, und stößt in der Hast das Mädchen an, so daß dieses meine Suppe vor dem Tische umschüttet.

„Ach Gott, mein Herr, wie unangenehm!" sagt das Mäd-

chen, die Terrine wieder aufnehmend. „Da haben Sie mich nett verbrannt, die ganze Suppe ist mir auf den Fuß gelaufen, das wird schöne Blasen geben!"

„Schon gut, ich werde die Suppe bezahlen."

„Und meine Schürze . . . und meinen Fuß!"

„Ich werd's Ihnen bezahlen," antwortet Raimund, der das Mädchen hinausschiebt und die Thür dann sorgfältig verschließt.

„Zum Teufel! was haben Sie denn, Herr Raimund? Sie sind ja ganz außer sich."

„Ach, mein lieber Freund, ich habe auch Grund dazu! . . . Ein Handel . . . ein Umstand . . . meine Lage ist fürchterlich . . . Doch lassen Sie mich erst aus dem Fenster sehen . . . ah, bitte, ziehen Sie doch zuerst den Vorhang vor, damit er mich nicht sieht . . ."

„Werden Sie närrisch, Herr Nachbar?"

Ohne zu antworten, sieht Raimund vorsichtig aus dem Fenster und wird noch bleicher.

„Er ist da," sagt er endlich.

„Wer denn?"

„Gerville."

„Ah, richtig. Nun, was geht Sie denn das an?"

„Das geht mich sehr viel an . . . Sie wissen also nicht, daß er schrecklich eifersüchtig und zu fürchterlichen Exzessen im stande ist!"

„Nun?"

„Wissen Sie denn, daß er meintwegen da ist . . . Ich bin überzeugt, daß er mir aufpaßt . . . und nicht ohne Grund, denn ich bin in Gesellschaft seiner Maitresse."

„Wie! . . . hätten Sie zufällig Fräulein Agathe in eine Equipagen- und Livreebesitzerin umgewandelt?"

„Was wollen Sie, lieber Freund! Es geschah, um sie besser zu verbergen . . . ihren Ruf zu schonen . . ."

„Oh, was das anbetrifft, so stehe ich Ihnen dafür, daß sie nichts zu fürchten hat . . . Ha, ha, ha! Herr Raimund, Sie halten's mit den Spröden, mit den Damen von gutem Ton!"

„Sie können später scherzen, mein lieber Freund, aber jetzt beschwöre ich Sie, retten Sie mich; meine einzige Hoffnung, um aus dieser schrecklichen Situation zu kommen, in der ich mich befinde, sind Sie."

„Erklären Sie sich dann."

„Gerville wird sicherlich hier ins Haus kommen . . . Man wird ihm gesagt haben, daß ich hier sei . . . Nehmen Sie gütigst

auf einen Augenblick meine Stelle ein und lassen Sie mich hier in Ihrem Zimmer bleiben . . . Ich lasse meine Thür offen, er wird mich allein sehen, und das wird seinen Argwohn zerstreuen . . ."

„Aber weshalb schließen Sie sich nicht mit Ihrer Schönen ein? Er wird die Thür nicht einbrechen."

„Doch, er wäre dazu im stande . . . oder er würde mich auf dem Boulevard erwarten, und Sie können sich denken, welche skandalöse Szene das geben würde, wenn ich mit Agathe fortginge . . . Und dann wohnen wir in demselben Hause, und kann ich, wenn er etwas merkt, ruhig heimkehren? . . . Er wäre im stande, mir nachts auf der Treppe aufzulauern."

„Weshalb binden Sie dann mit seiner Maitresse an?"

„Was wollen Sie! ein Moment der Thorheit . . . Als ich mit ihr auf unserm Flur war, kam mir's in den Kopf . . ."

„Ah, an dem Morgen, als Sie beide mir aufpaßten."

„Ach, mein Gott, er ist ins Haus gekommen!" ruft Raimund, der wieder einen Blick auf die Straße geworfen hat. „Mein Freund, retten Sie mich! . . . bitte, gehen Sie . . . ich komme nachher auch."

Ohne mir Zeit zur Antwort zu lassen, setzt er mir meinen Hut auf, zieht mich fort, schiebt mich aus der Thür und schließt sich ein.

XI.

Platzwechsel.

Ich habe mich fortziehen lassen, und ohne eigentlich zu wissen, was ich für meinen Nachbar thun will, bei dem die Tapferkeit keine Haupteigenschaft ist, betrete ich das Zimmer, wo sich Agathe befindet. Sie stößt einen Ruf der Überraschung aus.

„Ach, mein Gott! ... Eugen! ... Sie! ... Du! ...“

„Allerdings bin ich's, der sich für diesen armen Raimund opfert, der aus Angst krank werden wird.“

„Ha, ha, ha! ... Das ist zu gut!“

„Pst! er ist da und kann Sie lachen hören, und ich denke, das dürfte er Ihnen in diesem Augenblicke übel nehmen.“

„So, das ist mir egal ... ha, ha, ha! ... Glaubst Du etwa, ich wäre in Raimund verliebt? ... Oh, er ist wirklich zu dumm, und dabei will er den feinen Verführer spielen. Es war nicht mehr zum Aushalten. Da sah ich, als ich das Fenster öffnete, Gerville auf dem Boulevard; ich schrie vor Überraschung auf und trat schnell ins Zimmer zurück, weil ich nicht wollte, daß er mich mit Raimund sähe. Nicht, daß er eifersüchtig wäre, aber es hätte ihm nicht gefallen können. Weißt Du, was ich gemacht habe? Es kam mir in den Kopf, zu sagen, Gerville sei entsetzlich eifersüchtig und habe Argwohn gegen ihn gefaßt, seit er gehört, daß wir zwei Stunden mit einander auf dem Flure zugebracht; ich sei überzeugt, daß er zu keinem andern Zwecke auf dem Boulevard sei, als um uns aufzupassen. Je mehr ich sagte, desto größer wurde die Angst meines Anbeters, der seine Person mehr liebt als die meine; als ich sagte, Gerville sei im stande, ihm einen Messerstich zu versetzen ... ha, ha! da nahm er seinen Hut und riß aus. Ha, ha, ha! aber es ist sehr galant von ihm, mir so liebenswürdige Gesellschaft geschickt zu haben. Indessen möchte ich

wissen, was aus Gerville geworden ist; ich glaube, daß er einfach einen Freund erwartete."

„Pst! man kommt die Treppe herauf . . . Raimund öffnet die Thür; hören wir . . . Gerville spricht."

Wir stellen uns an die Thür, die wir leise etwas öffnen, und hören folgendes Zwiegespräch:

„Ah, sieh da! . . . der Herr Nachbar Raimund . . ."

„Er selbst . . . Ihr ergebener Diener . . . Wie geht's?"

„Nicht übel . . . Was! Sie speisen allein in einem Kabinett?"

„Ja, ich habe zu denken . . . habe Geschäfte . . . und wollte gern ungestört sein . . ."

„Dann lasse ich Sie allein. Ich erwarte jemand, der mir ein Rendez-vous auf dem Boulevard gegeben hat; aber es ist spät und ich will dinieren . . . Adieu, Herr Nachbar; guten Appetit . . ."

„Empfehle mich . . ."

Gerville schließt die Thür des Nebenzimmers und geht an unserer Thür vorüber in ein anderes Zimmer.

„Hören Sie, Fräulein," sage ich zu Agathe, „entscheiden Sie sich: welchem von diesen Herren wollen Sie den Vorzug geben?"

„Oh, da kommt mir eine reizende Idee!"

„Wieder irgend eine Thorheit, denn weiter denkst Du an nichts!"

Oh, diese wird einzig sein . . . Mach' mit, mein lieber Eugen."

Und ohne mir mehr zu sagen beginnt Agathe mit großen Schritten im Zimmer hin und her zu gehen, stößt die Stühle an, wirft einige zur Erde und ruft bei diesem Lärm:

„Lieber Freund, werde nicht böse . . . Ich versichere Dich, daß Du im Irrtum bist . . . Ich beteuere Dir, daß ich Raimund nicht gesehen habe! . . . daß ich ihn nicht liebe! . . . Frage Dorsan . . . er hat mir ein Diner angeboten, weil er eine Dame erwartet . . ."

Ich fange an, den Plan Agathens zu erraten; sie will Raimund glauben machen, daß Gerville bei uns sei; um ihr behilflich zu sein, mache ich meinerseits Lärm für zwei und suche gelegentlich, die Stimme Gervilles nachzuahmen. Von unserer Komödie ermüdet, halten wir endlich inne; Agathe macht mir ein Zeichen, welches ich verstehe; ich verlasse das Zimmer, dessen Thür sie hinter mir abschließt, und trete sachte in dasjenige Raimunds, den ich halbtot vor Angst hinter einem Beefsteak mit Kartoffeln finde.

Ich schließe die Thür hinter mir und halte den Finger an die Lippen.

„Er ist da," sage ich, nach dem Nebenzimmer zeigend.

„Oh, ich weiß es nur zu gut," antwortet er, und diesmal spricht er so leise, daß ich ihn kaum hören kann; „ich habe ihn gehört . . . Aber wie geht das zu?"

„Wir glaubten ihn hinuntergegangen und öffneten die Thür; aber er stand auf der Lauer, sah Agathe und trat ein. Dann gab's eine schreckliche Szene, weil er ahnt, daß sie mit Ihnen hierher gekommen ist; denn auf mich ist er nicht eifersüchtig."

„Ja, ja, ich weiß, daß er auf mich eifersüchtig ist . . . ich habe vorher wohl gesehen, daß er nicht glaubte, was ich ihm sagte . . . Er hatte Zweifel . . . vielleicht hat er uns auf dem Boulevard gehen sehen."

„Das wäre schon möglich; Sie sind eben auch von einer Unvorsichtigkeit! Wenn man eine solche Partie macht, so nimmt man einen Wagen und geht von hinten ins Restaurant."

„Allerdings . . . Sie haben recht . . . wir hätten von hinten hineinkommen müssen; jedenfalls werde ich durch die Hinterthür fortgehen."

„Er hat zuerst geglaubt, ich wäre Ihr Vertrauter, und nur da, um Ihnen zu dienen . . . Wahrhaftig, ich setze mich Ihretwegen einigermaßen Unannehmlichkeiten aus . . ."

„Ach, mein lieber Dorsan! . . . ich werde nie vergessen, was ich Ihnen verdanke! . . ."

„Nun, es fängt an, ruhig zu werden . . . Agathe ist es gelungen, ihn zur Vernunft zu bringen . . . sie sagt, sie sei nur hierhergekommen, um ihm aufzupassen . . . Jetzt spielt sie die Eifersüchtige . . ."

„Oh, oh . . . das ist köstlich! . . . charmant! diese Frauen wissen sich immer zu helfen!"

„Ich wollte sie allein speisen lassen, aber er will es nicht, und ich bin nur unter dem Vorwande fortgegangen, das Diner zu bestellen."

Es ist bestellt, mein lieber Freund . . . und ich werde für die Bezahlung aufkommen. Sie sollen nicht in Unkosten kommen, wenn Sie sich opfern, um mir einen Dienst zu erweisen."

„Wie Sie wollen . . . ich werde dem Mädchen Bescheid sagen, dann gehen wir zu Tisch."

„Gehen Sie, mein hochherziger Freund . . . verbieten Sie ihr, von mir zu sprechen . . ."

„Seien Sie unbesorgt.“

„Vorhin wollte ich Agathe eine Überraschung bereiten und machte mir das Vergnügen, während sie sich umwandte, mein Bild in ihre Tasche zu stecken.“

„Ihr Bild?“

„Ja, das heißt eine meiner Silhouetten . . . Sie wissen . . . die ich auf mit Amoretten eingefaßtes Rosapapier geklebt habe . . . Wenn sie es beim herausnehmen ihres Taschentuches fallen lassen sollte . . . oder, nicht wissend, was es ist, es besehen wollte . . .“

„Den Teufel, das wäre eine schöne Bescheerung . . . Gerville würde sofort sagen, daß ich mit Ihnen durchsteckte, um ihn zu täuschen.“

„Sehen Sie zu, lieber Freund, daß Agathe sich nicht ausschnupft.“

„Dafür kann ich nicht bürgen; aber ich werde ihr ein Zeichen geben, die Serviette zu benutzen, das kann Sie nicht kompromittieren.“

„Ja, ja.“

„Adieu, wenn ich länger fortbliebe, würde er Argwohn schöpfen.“

Ich verlasse Raimund, der sich diesmal in seinem Zimmer einschließt, und begebe mich wieder zu Agathe. Das Mädchen kommt mit dem Diner und scheint über den Kavalierwechsel überrascht zu sein; einige Worte und ein Hundertsousstück gewinnen sie für mich. Sie verspricht, dem dicken Herrn zu sagen, daß wir zu dreien seien, und entfernt sich, erfreut darüber, sich auf Kosten desjenigen, der Schuld daran ist, daß sie sich die Suppe auf den Fuß gegossen hat, amüsieren zu können.

„Dinieren wir jetzt!“ sage ich, indem ich mich zu Agathe an den Tisch setze; „wir haben es, denke ich, wohl verdient. Ich war nicht darauf gefaßt, mit Dir zu speisen.“

„Oh, ich auch nicht . . . aber die Vergnügen aus dem Stegreif sind immer die schönsten.“

„Vor einem Monate waren wir entschieden schon vernünftig in unserm Beisammensein.“

„Höre, wir haben gut daran gethan, uns zu verlassen: man sieht sich mit um so größerem Reize wieder.“

„Oh, ich weiß, daß Du für Abwechselung schwärmst.“

„Nein, mein Freund, nicht so sehr für die Abwechselung als für die verbotene Frucht; und wenn ich daran denke, daß wir Gerville zur Rechten und Raimund zur Linken haben . . . und

daß es mir gelungen ist, das von ihm bestellte Diner nicht mit ihm zu essen . . . ha, ha, ha! das wird ihm seinen Appetit wiedergeben."

Agathe ist ausgelassen lustig und muß sich den Mund mit der Serviette zuhalten, um ihre Freudenausbrüche zu ersticken: das Vergnügen, zwei Männer auf einmal zu täuschen, giebt ihrem Gesichte einen neuen Ausdruck; ich habe sie wirklich nie so hübsch gesehen. Sie neckt mich, kneift, packt und umarmt mich . . . Ach, Fräulein Agathe, Du bist recht treulos, aber sehr verführerisch. Seit einigen Tagen habe ich zudem nur noch mit den Augen geliebt . . . und ich fühle, daß ich die Mystifikation Raimunds vollständig machen muß . . . Ach, mein armer Nachbar, wenn Du wüßtest, mit welchem Eifer Agathe Dich mystifiziert! . . . Aber wir hören kommen; es ist das Mädchen, welches uns den ersten Gang bringt. Dies Mädchen hat Takt und Verständnis, dreht den Schlüssel erst wenigstens dreimal im Schlosse um, ehe sie öffnet.

Wir laben uns an dem Diner Raimunds; es ist köstlich und die Weine sind ausgezeichnet. In einem Augenblicke der Ruhe bitte ich Agathe, mir zu erzählen, wie sie dazu gekommen ist, mit Raimund, den sie doch nicht leiden mag, in dieser Weise zu dinieren.

„Um ihn desto besser aufziehen zu können," antwortet sie. „Seit dem Tage, wo wir zusammen auf Deinem Flure warteten, um Deine kleine Blumenhändlerin zu sehen, fällt es Raimund ein, mir die Cour zu schneiden; er verfolgt mich mit seinen Erklärungen und Liebesbriefen, die ich empfange, um sie den Ladenfräuleins zu zeigen, was uns viel Stoff zum Lachen giebt, denn sein Stil ist ebenso reizend wie seine Person. Er hatte mich schon um zwanzig Rendez-vous gebeten; da traf ich ihn heute an der Porte Saint-Denis, als ich von Gerville kam, den ich nicht zu Hause getroffen, und heimkehren wollte. Raimund bat mich flehentlich, in einem Restaurant mit ihm zu dinieren. Ich schlug es erst aus, aber der Wunsch, mich über ihn lustig zu machen, und mich zu amüsieren, ließ mich meinen Entschluß ändern. Du weißt ja, wie leichtsinnig ich bin . . . Ich glaubte nicht, Gerville zu begegnen, aus dem ich mir wirklich sehr wenig mache, nahm also an und ließ mich in ein separates Kabinett führen. Raimund glaubte natürlich seinen Triumph gesichert, während ich nie die Absicht gehabt habe, ihm irgend etwas zu bewilligen."

„Trinken wir auf sein Wohl."

„Sehr gern . . ."

Dieser Verführer Raimund hat uns mit seinem vorzüg-

lichen Diner den Teufel in den Leib gesetzt; indem er mich seinen Platz bei Agathe einnehmen ließ, hat er mir eine gewaltige Arbeit übertragen.

„Räche Dich," sagt sie alle Augenblicke, zu mir, „räche Dich, Eugen: Du weißt, daß Raimund daran schuld ist, daß man Deine kleine Vestalin von Dir fortgehen gesehen . . . Du weißt, daß er auch in Deinem Hause, wenn ich Dich besuchte, mir Anträge machte . . . Du weißt, daß seine Neugier und Indiskretion Dich mit mehreren Damen überworfen hat . . . räche Dich ordentlich . . . zu, räche Dich!"

Die Weiber sind schrecklich, wenn es sich um Rache handelt.

„Ich möchte wissen, was er jetzt für ein Gesicht macht," sagt sie nach einiger Zeit; „geh doch und sprich einmal mit ihm."

Ich verlasse das Zimmer, dessen Thür sie angelehnt hält, um zu horchen. Vor Raimunds Thür huste ich leicht, worauf er mir öffnet.

„Nun, wie steht's bei Ihnen?" fragt er.

„O, es geht gut . . . sehr gut! . . . wir sind beim Dessert."

„Und Gerville?"

„Oh . . . der denkt an nichts mehr."

„Ich fürchtete, daß er Agathe eine Szene gemacht hatte; es war mir, als ob ich sie stöhnen und seufzen hörte . . ."

„Das geschah aus Bedauern . . . aus Liebe . . . und dann stellt sie sich noch eifersüchtig . . . aber im Grunde denkt sie, wie ich sehe, nur an Sie."

„Oh, sie betet mich an, mein Freund! . . . ich zweifle nicht daran."

„Ihr Diner ist köstlich: Sie verstehen sich darauf, Herr Raimund."

„Oh ja . . . ich hatte es absichtlich bestellt . . . ich glaubte, es mit ihr zu teilen."

„Sie weiß, daß Sie es bestellt haben, und ist Ihnen ebenso dankbar dafür. Ich sehe es ihren Augen an, daß sie keine Trüffel ißt, ohne an Sie zu denken."

„Diese liebe Agathe! . . . Aber ich höre lachen . . . es scheint mir . . ."

„Ja . . . das ist sie . . . Sie zwingt sich zum lachen, um ihn desto besser zu täuschen; aber das Dessert erwartet mich, mein Freund.“

„Wie, Sie haben den Champagner noch nicht getrunken?“

„Noch nicht.“

„Sie sehen jedoch sehr erhitzt aus . . .“

„Oh, das macht die Anstrengung der Situation.“

„Sagen Sie, soll ich vor oder nach Ihnen gehen?“

„Nun . . . vorher, das ist das Klügste.“

„Ich werde mich im Garten des türkischen Café vor dem Pavillon aufhalten; sollte Gerville Sie verlassen oder sollte er Agathe mitnehmen, so suchen Sie mich da auf.“

„Abgemacht.“

„Dann werde ich Sie dort erwarten . . . Auf Wiedersehen, mein lieber Herr Nachbar, verzeihen Sie mir alle die Mühe, die ich Ihnen mache . . . Was Sie heute für mich thun, ist ein echter Freundschaftsdienst. Ich bitte Sie nur noch um eins . . . wachen Sie über meine Silhouette! geben Sie Agathe durch Zeichen zu verstehen, daß sie ihre Tasche nicht berührt . . . thun Sie das meinetwegen, mein Freund.“

„Es ist schon geschehen.“

„Einerlei, thun Sie's nochmal meiner Ruhe zu Liebe.“

„Ich werd's versuchen; auf Wiedersehen!“

Ich kehre wieder zu Agathe zurück, welche lacht, daß ihr die Thränen über die Wangen laufen. Die Silhouette meines Nachbars, auf Rosenpapier mit Amorettenrand geklebt, trägt folgende Zeilen von seiner Hand:

Wie Liebesgötter mein Profil umgeben,
Umgiebt Sie mein Gefühl mit heißem Leben.

Agathe will das Bild zuerst an den Spiegel kleben, dann aber besinnt sie sich, und will Kopien davon machen lassen, die sie mit der Adresse des Originals in Raimunds Liebesbriefen an alle Modistinnen ihrer Bekanntschaft schicken will.

Was das anregende Mahl begonnen hat, setzt der Champagner fort; der Wein moussiert und perlt, und geht schnell aus den Gläsern über unsere Lippen; wir wissen nicht mehr, was wir sagen, aber sehr gut, was wir thun. Agathe thut sich keinen

Zwang mehr an, und wenn Raimund uns hört . . . oh, diesmal wird er glauben, wir schlügen uns!

Aber der Champagner, der beim Eingießen moussiert, moussiert nachher nur noch, wenn er stark geschüttelt wird, und schließlich gar nicht mehr.

Raimund muß schon lange im türkischen Café warten; Gerville haben wir schon vor einer Stunde fortgehen sehen; es hindert uns also nichts mehr daran, auch zu gehen. Agathe setzt ihren Hut auf, bindet ihren Shawl um, und bemüht sich, sich ein ehrbares Ansehen zu geben, was ihr aber nicht gelingen will, selbst nicht, wenn sie die Augen niederschlägt; ich meinerseits thue mein Möglichstes, um eine ernste Haltung, und besonders einen festen Gang zu zeigen: dieser verwetterte Champagner steigt mir immer zu Kopfe! Indessen können wir uns dreist auf dem Boulevard sehen lassen, denn wir sind nur etwas angeheitert.

Raimund hat alles bezahlt; der Wirt und die Mädchen grüßen uns lächelnd, als wir gehen.

„Haben wir denn etwas Komisches?“ frage ich Agathe.

„Nein, aber glaubst Du denn, daß diese Leute nicht erraten, daß wir Raimund aufgezogen haben? . . . Man hält ihn vielleicht für meinen Mann.“

„Oh, das wäre ein bischen zu stark!“

„Pah, das passiert.“

„Hier ist das türkische Café; treten wir ein?“

„Wozu?“

„Um Raimund abzulösen.“

„Laß ihn nur sitzen, ich habe keine Lust, mich wieder bei seiner Liebemacherei zu langweilen; ich habe genug. Alles ist gegangen, wie ich wollte; da aber ein solches Abenteuer nicht zweimal passiert, so versichere ich Dich, daß er mich künftig nicht wieder in ein separates Zimmer führen soll.“

„Der arme Raimund! Diese Partie wird ihm sehr nützlich sein . . . Aber ich bemerke das Chateau-d'Eau; man erwartet mich, ich verlasse Dich.“

„Wie . . . schon?“

„Unser Stück ist aus, liebe Freundin; wir können uns gegenseitig keinen Beistand mehr leisten: warten wir nicht, bis die

Langeweile dem Vergnügen folgt; wir werden wenigstens von dieser Begegnung eine angenehme Erinnerung bewahren."

„Adieu dann, mein lieber Eugen: möchten wir, wenn wir uns wieder treffen, uns ebenso amüsieren!"

Agathe entfernt sich, und ich gehe nach dem Chateau-d'Eau.

XII.

Die Rose neigt sich.

Bereits sechsmal bin ich um das Bassin gegangen, habe die Löwen von allen Seiten angesehen und fange an, es überdrüssig zu werden. Es wird bereits dunkel und ich will mich entfernen.

Eine Frau im Häubchen kommt auf mich zu . . . ist sie's endlich? Ich wage nicht, daran zu glauben, denn ich habe mich schon so oft getäuscht, da mein Blick etwas schwach ist. Doch es ist Karoline, die lächelnd auf mich zukommt. Sie ist nicht in großer Toilette, aber es herrscht etwas Gesuchtes in ihrem Anzuge; ihre Haube ist sorgfältig gebunden, und ihr Haar ist jedenfalls den ganzen Tag gewickelt gewesen. So viel Mühe giebt man sich nicht wegen eines Mannes, den man nicht erhören will.

„Ich gab bereits die Hoffnung auf, Sie zu sehen," sage ich.

„Warum denn? Es ist erst ein Viertel nach acht; früher kann ich nicht aus dem Geschäft fort."

„Lassen Sie uns einen Spaziergang in's Feld machen."

„In's Feld! . . . o nein, es ist zu spät . . . ich kann nicht nach neun nach Hause kommen, meine Tante würde schelten . . ."

„Das ist ja eine langweilige Tante . . . Dann lassen Sie uns irgendwo eintreten."

„Nein, das will ich nicht . . . wenn man mich mit Ihnen sähe!"

Ich will ihr nicht sagen, daß mir auch nichts daran liegt, mit ihr auf dem Boulevard umherzuspazieren. Sie trägt eine Schürze und Haube, und das geniert mich sehr.

„Lassen Sie uns etwas in der Rue des Marais spazieren gehen," sagt Karoline; „da brauche ich wenigstens keine solche Angst zu haben, gesehen zu werden."

„Sehr gern."

Das ist ein Vorschlag, der mir sehr zusagt.

Wir begeben uns nach der Rue des Marais, die für sentimentale Promenaden sehr geeignet ist. Karoline kennt die guten Plätze.

Man errät den Gegenstand unserer Unterhaltung. Die Champagnerdünste lassen mich flott sprechen; Karoline, die kein solches Diner hinter sich hat, ist zurückhaltend.

Ich erlange nichts von ihr, sie schützt immer ihre Tante vor, über deren Strenge sie klagt; da sie aber nicht die Mittel habe, sich allein zu erhalten, so müsse sie sich der Notwendigkeit fügen.

Ich glaube die Wünsche des jungen Mädchens durchschimmern zu sehen, das die Freiheit liebt, nur seufzend von Hüten und Toiletten spricht, und der ihre Tante ebenso sehr zu mißfallen scheint wie ihr Geschäft. Ich deute auf das Mittel hin, um frei und glücklich zu sein, lasse ein Wort von einem kleinen, hübsch möblierten Zimmer fallen, wo man sein eigener Herr wäre, nach Belieben arbeiten und überhaupt thun könnte, was man wollte.

Fräulein Karoline hört mich sehr aufmerksam an: sie antwortet nicht, aber sie seufzt und schlägt die Augen nieder. Ich spreche von Toilette, Theater und Vergnügungspartien: sie sieht mich lächelnd an und läßt mich einen sehr zärtlichen Kuß nehmen. Ich sehe, daß die kleine Blumenmacherin darnach seufzt, ihre eigene Herrin zu sein und ihr eigenes Zimmer zu haben; ich sehe, daß sie mir bis dahin nichts bewilligen wird. Das spricht gerade nicht von Liebe, sondern von Vorsichtigkeit und Berechnung. Was soll ich thun? . . . Meiner Treu, wieder eine Thorheit . . . Karoline ist reizend; die Dankbarkeit wird sie vielleicht an mich fesseln.

„Karoline, bedarf Ihre Tante Ihrer, um leben zu können?“

„Nein, ich bin im Gegenteil überzeugt, daß sie nicht böse darüber sein würde, mich eingerichtet zu sehen.“

„Ich verstehe. Sie haben sonst keinen Verwandten?“

„Nein, mein Herr.“

„Würden Sie ohne Bedauern voneinander gehen?“

„O gewiß, denn wir zanken uns oft; wenn ich mich selbst hätte einrichten können, hätte ich es schon längst gethan.“

„Nun, dann sollen Sie von morgen an Ihre eigene Wohnung haben.“

„Wär's möglich? . . . wie! . . . mein Herr! . . .“

Sie macht einen Freudensprung, hält sich dann aber zurück, weil sie denkt, daß sie nicht zeigen dürfe, welches Vergnügen sie empfindet, und daß es passend sei, noch einige Einwendungen zu machen.

„Aber, mein Herr, ich weiß nicht, ob ich das annehmen darf . . .“

„Was hindert Sie daran?“

„Was werden die Leute sagen?“

„Ich dächte, die Leute müssen Sie weniger kümmern, als Ihre Tante; und da Sie nicht fürchten, dieselbe zu kränken, was gehen Sie da die Fremden an?“

„Allerdings, mein Herr, die sind mir sehr gleichgültig; zudem haben es schon mehrere Freundinnen von mir ebenso gemacht und sich nicht schlecht dabei befunden.“

„O an Beispielen wird es Ihnen nicht fehlen. Also, meine liebe Freundin, halten Sie sich zu morgen um dieselbe Stunde bereit; ich werde Sie hier abholen. Packen Sie das Notwendigste ein, ich werde Sie dann in Ihre Wohnung führen.“

„Nun gut, da Sie es wollen . . . auf morgen . . . ich werde bereit sein . . .“

„Ah, noch eine Frage. Wer ist dieser Herr Julius, mit welchem Sie im Tivoli waren?“

„O das ist ein sehr anständiger junger Mann, der mich manchmal mit meiner Tante spazieren geführt hat.“

„Ich glaube Ihnen; aber wenn er auch noch hundertmal anständiger wäre, müssen Sie mir doch versprechen, keinen Besuch von ihm anzunehmen und nicht mehr mit ihm spazieren zu gehen.“

„Seien Sie unbesorgt; ich weiß wohl, daß sich das nicht gehört, und möchte Ihnen in nichts entgegen sein.“

„Sie sind reizend: also ist es abgemacht.“

„Ja, auf morgen; es ist spät, lassen Sie uns scheiden.“

Ich nehme von Karolinens Lippen das Aufgeld auf unsern Handel, und sie entfernt sich, jedenfalls, um sich im voraus auf die Veränderung ihrer Lage vorzubereiten. Ich werde also Karoline aushalten! Dies Wort „aushalten“ hat einen schlechten Klang in meinen Ohren; es scheint nur auf Männer hinzudeuten, die nur mit Geld begünstigt sind und nur für ihr Gold Gunstbezeugungen erhalten, welche andere oft ohne Mühe erlangt haben. Diese Männer werden sehr selten geliebt und fast immer betrogen; ich selbst habe mich auf ihre Kosten amüsiert. Und ich will Karoline aushalten! . . . Nein, ich werde ihr einfach eine Wohnung einrichten, weiter nichts; ich werde ihr gelegentlich einige kleine Geschenke machen, aber sie muß fortfahren zu arbeiten; ich habe keine Lust,

alle ihre Launen zu befriedigen: ich bin also nur ihr Liebhaber und nicht ihr Aushälter.

Man bemüht sich immer, seine Handlungen unter dem günstigsten Gesichtspunkte zu sehen; übrigens ist Karoline wirklich hübsch, ich seufze schon lange nach ihr und werde endlich meine Wünsche erfüllt sehen. Ich rede mir ein, daß sie mich liebe, obgleich nichts in ihrem Betragen mir das bewiesen hat; aber es ist so süß, sich damit zu schmeicheln, dies Gefühl zu erwecken. Sie ist kokett, aber ich werde Sie beständig machen; sie wird niemand außer mir bei sich sehen und nur mit mir ausgehen; sie wird in allem meinen Willen thun und mir treu sein.

Am folgenden Morgen denke ich an alles, was ich zu besorgen habe. Ich habe keine Zeit zu verlieren und kleide mich schnell an. Als ich meine Thür zumache, renne ich gegen Raimund, der im Schlafrocke zu mir kommt.

„Sie gehen schon aus?“ fragt er.

„Ja, Herr Nachbar, ich habe viel zu thun.“

„Teufel! ich hätte gern mit Ihnen geplaudert.“

„Auf ein andermal.“

„Sie sind nicht zu mir ins türkische Café gekommen; ich bin bis zehn Uhr im Garten gewesen.“

„Das thut mir leid. Adieu . . .“

„Hören Sie doch . . . mein Porträt; hat Agathe mein Porträt?“

Ich bin schon die Treppe hinunter und gehe auf die Suche nach einer Wohnung. Endlich finde ich in der Caumartinstraße, nicht weit von mir, was ich wünsche: zwei kleine, reinliche, freundliche Zimmer, die sofort bezogen werden können. Es handelt sich nur noch darum, sie zu möblieren, aber für Geld ist das ja leicht. In noch nicht drei Stunden ist die kleine Wohnung vollständig eingerichtet. Ich wollte zuerst nur das Notwendige hineinstellen, aber die Eigenliebe mischt sich hinein; ich will Karoline eine angenehme Überraschung bereiten: sie braucht eine Chaiselongue, um bequem zu ruhen, eine Ottomane, um zu zweien zu ruhen; eine hübsche Frau bedarf der Spiegel, vor allen Dingen aber einer Toilette und eines guten Bettes; sie braucht Vorhänge, um die Blicke der Nachbarn abzuhalten, doppelte Vorhänge, um das grelle Licht zu dämpfen; sie bedarf endlich einer Pendule, damit wir die Zeit nicht vergessen, wenn wir von Liebe sprechen, und davon werde ich mit Karoline immer sprechen. Alle diese kleinen Einzelheiten gehen weiter, als ich zuerst wollte; aber ich werde mich be-

mühen, in anderer Weise zu sparen; es sind dies ja außerordentliche Ausgaben, die nur selten vorkommen.

Endlich ist alles fertig, aber bevor ich gehe, lege ich noch fünfzehn Louisd'ors in die Kommode, um für ihre ersten Bedürfnisse zu sorgen, denn in den ersten Augenblicken nach dieser Veränderung in ihren Verhältnissen wird sie nicht viel an's arbeiten denken, und das ist sehr entschuldbar; einem jungen Mädchen verdreht sich der Kopf leicht, aber man gewöhnt sich an alles, und ich denke, daß meine kleine Blumenmacherin sich sehr glücklich fühlen kann, wenn sie brav und ordentlich sein will.

Ich gehe zu einem Speisewirt und bestelle zu neun Uhr ein delikates Abendessen, denn ich will ihr beim Einzuge wenigstens etwas anbieten. Jetzt handelt es sich darum, die Zeit bis zum Abend totzuschlagen. Es ist sechs Uhr: noch zwei und eine halbe Stunde, eine reine Ewigkeit. Gehen wir spazieren. Wenn ich jetzt Raimund träfe, hätte ich wenigstens Zerstreuung. Gehen wir nach der Viviennestraße, dort ist das Modemagazin, wo Agathe arbeitet, und ich wette, daß Raimund sich dort umhertreibt.

Als ich in die Nähe des Magazins komme, sehe ich zehn Schritte vor demselben eine Ansammlung von Menschen vor einer Anschlagtafel. Es ist nicht meine Gewohnheit, stehen zu bleiben, um die Anzeigen über verlorene Gegenstände oder verlaufene Hunde zu lesen; aber ich sehe, daß alle Leute lachen: es ist also keine dieser gewöhnlichen Ankündigungen. Und was sehe ich, als ich hinzutrete? . . . Die Silhouette Raimunds, die auf ein großes weißes Blatt Papier geklebt ist, und darüber steht in großen Schriftzeichen: Zur Beachtung für Damen! Das Original dieses Porträts sucht eine Person von fünfzehn bis sechsunddreißig Jahren, die ein Diner in separatem Zimmer von ihm annehmen würde.

Wer der Urheber dieser Bosheit ist, errate ich leicht. Agathe steht mit ihren Kolleginnen an der Ladenthür, und sie lachen ausgelassen über das Gedränge an der Tafel und die dabei fallenden Bemerkungen. Der arme Raimund thut mir leid, und wenn ich es wagte, würde ich das Bild herunterreißen: das originelle Gesicht meines Nachbars ist wirklich in der Silhouette sehr gut getroffen.

„Ah, ich kenne ihn,“ höre ich plötzlich einen Jungen rufen... „es ist Herr Raimund, der bei meiner Tante gesungen hat . . . Es ist Herr Raimund, der meine Tante besucht,“ wiederholt er fortwährend.

Ich wende mich um, um mich zu entfernen, da sehe ich Raimund vor dem Laden Agathens spazieren, den Schwerenöter spielend und ihr verliebte Blicke zuwerfend, die sie mit Gelächter beantwortet.

Er kommt nach der Seite der Anschlagetafel; ich gehe ihm entgegen, nehme seinen Arm und will ihn fortziehen.

„Kommen Sie, lieber Herr Raimund, kommen Sie . . . wir wollen zusammen Kaffee trinken."

„Ich kann nicht, lieber Freund; Sie sehen, daß ich hier einen Zweck verfolge . . . ich passe Agathen auf . . . will mit ihr sprechen . . ."

„Das können Sie später noch; kommen Sie doch . . ."

„Nein . . . der Augenblick scheint mir günstig . . . Sie wendet die Augen nicht von mir ab."

In der That macht die Boshafte, um sein Fortgehen zu verhindern, ihm Mienen, die zum totlachen sind. Raimund, dem ein solches Ansehen von ihrer Seite nie wiederfahren ist und der bemerkt, daß alle Mädchen im Laden die Augen auf ihn gerichtet haben, kennt sich nicht mehr vor Freude und wiegt sich in der Straße hin und her, dabei sich auf seinen Rohrstock stützend. Vergeblich ziehe ich ihn am Arm, es ist unmöglich, ihn von dem Laden fortzubringen. Aber er bemerkt die einige Schritte von ihm entfernte Ansammlung.

„Da ist etwas los... lassen Sie uns sehen, was es ist..."

„Ah, das ist nicht der Mühe wert . . . irgend eine Belohnung für einen entlaufenen Hund oder die Ankündigung eines neuen Öles gegen das Ausfallen und Grauwerden der Haare."

„Nun, mein lieber Freund, diese Öle sind nicht zu verachten. Ich probiere alle, die auftauchen; allerdings hole ich mir oft Kopfschmerzen, aber um seine Jugend zu konservieren, muß man schon etwas riskieren. Übrigens glaube ich nicht, daß es so etwas ist . . . Wie die Leute alle lachen! . . . O es muß etwas sehr Interessantes sein . . ."

Es ist unmöglich, ihn zurückzuhalten, er ist schon bei der Tafel und drängt sich vor. In dem Augenblicke, wo er bis an die Wand gelangt ist, starr dasteht und seinen Augen nicht trauen will, ruft der Junge, welcher nicht vom Platze gegangen ist:

„Da ist Ihr Porträt, Herr Raimund; es ist gut getroffen," und alle jungen Leute wiederholen: „Das ist Herr Raimund, der meine Tante besucht!"

Mein Nachbar drückt sich den Hut über die Augen, sodaß man

nur noch seine Nasenspitze sehen sehen kann; er will fliehen und stürzt sich durch die Maulaffen, die sich einen Spaß daraus machen, ihm den Weg zu versperren, und ihr Spottgeschrei über ihn auslassen. Raimund, außer sich, stößt so um sich, daß er die Neugierigen auseinanderschiebt. Er eilt mit großen Schritten fort; das Gelächter, welches aus dem Modemagazin erschallt, giebt ihm den letzten Stoß ins Herz. Er eilt wie der Wind, aber der Hut bedeckt ihm dermaßen die Augen, daß er nicht vor sich sieht, und er stürzt auf einen Blinden, der von einem Hunde geführt wird.

Raimund hat den armen Teufel umgestoßen, der aufs Pflaster fällt und einen kräftigen Fluch ausstößt; der Hund läßt einen Kübel fallen, den er im Maule trägt, und springt hinter Raimund her: der Blinde schreit über Spitzbuben, weil er seine Münzen auf dem Pflaster rollen hört; Raimund flucht seinerseits, weil der Hund ihn in die Beine beißt. Man eilt hinzu, um Frieden zu stiften und den Bettler aufzurichten, weiß aber nicht, wie man sich ihm nähern soll, weil er mit seinem Stocke nach allen Seiten um sich schlägt, um die Person zu treffen, die ihn umgeworfen hat, während Raimund mit dem Hunde kämpft, der sein Bein jedenfalls für seinen Kübel hält und es nicht loslassen will.

Endlich ist der Blinde aufgerichtet, und es gelingt den Leuten, dem treuen Tiere, welches für seinen Herrn gekämpft hat, den Kübel wieder in die Schnauze zu geben. Da der arme Teufel, welcher sich die Lenden befühlt und seine Einnahme verlangt, Entschädigung haben muß, so muß mein Nachbar seine Taschen durchsuchen, während alles ihm in die Ohren bläst: „Los, Herr Raimund, Sie müssen großmütig sein und nicht wie ein Besessener in der Straße rennen.“

Um sich von der Menge zu befreien, die jeden Augenblick größer wird, leert Raimund seine Taschen, und je mehr er giebt, desto mehr klagt der Blinde über seine Lenden.

„Diese Kerle sind nie zufrieden,“ sagt mein Nachbar; „da sind zwölf Franken für Deine Lenden und dreißig Sous für Deine Kasse; ich denke, das ist genug.

„Sie haben mich verwundet,“ schreit der Blinde wie ein Tauber; „ich kann acht Tage lang nicht gehen; für den Verlust, den ich dadurch erleide, muß ich Entschädigung haben.“

„Nun . . . da sind noch zwölf Franken . . .“

„Das ist nicht genug.“

„Wie, das macht drei Livres täglich, und damit bist Du nicht zufrieden? Dein Handwerk scheint gut zu gehen.“

„Ich bin ein armer Familienvater; ich habe fünf Kinder..."

„Und warum führt Dich Deine Frau nicht, statt Dich dem Hunde anzuvertauen?"

„Sie singt auf dem Maubertplatze, mein guter Herr."

„Und Deine Kinder?"

„Mein ältester singt auf dem Boulevard des Italiens, meine zweite in der Grand-Hurleurstraße, meine dritte auf dem Montparnasse, mein vierter in den Champs-Elysées und mein kleiner letzter fängt an in der Petit-Lionstraße. Wir singen alle, mein guter Herr."

„Na, und da beklagen Sie sich noch! . . . Leute, die vom Morgen bis zum Abend singen und an drei Livres pro Tag nicht genug haben! Ich frage jeden, ob es in Paris eine glücklichere Familie giebt."

Das Publikum lacht, und der Blinde, der sich noch nicht zufrieden geben will, wird damit bedroht, daß er dem Kommissär seine Leiden zeigen solle. Da der Bettler aber einen bedeutenden Rabbat nach dessen Tarif fürchtet, entfernt er sich mit seinem Hunde; auch Raimund zieht ab, und ich reiße, ehe ich gehe, die Silhouette ab und stecke sie in die Tasche.

XIII.

Ohne Dornen.

Die Stunde ist gekommen, um Karoline abzuholen. Ich nehme eine Droschke und fahre hinter das Chateau-d'Eau, wo ich in Erwartung meines jungen Flüchtlings auf dem Boulevard auf und ab gehe. Diesmal läßt sie nicht auf sich warten; sie erscheint mit mehreren Schachteln in der Hand und lächelt von weitem, sobald sie mich bemerkt; in ihren Manieren herrscht mehr Ungezwungenheit, in ihren Blicken mehr Zärtlichkeit, als sie mir bis jetzt gezeigt hat. Oh, ich sehe jetzt, daß ich ihr Herz besitze!

Ich führe sie nach der Droschke und setze mich an ihre Seite; ich sage dem Kutscher, ganz schnell zu fahren, denn es verlangt mich danach, anzukommen und mich an ihrer Überraschung zu weiden. Nach schneller Fahrt, während welcher sie mich sie im Arm hat halten und ihr wiederholen lassen, daß ich sie ewig lieben werde, kommen wir in der Caumartinstraße vor ihrer neuen Wohnung an.

Ich öffne den Schlag und bezahle den Kutscher; Karoline nimmt ihre Schachteln und ich gebe ihr die Hand, um sie die Treppe hinaufzuführen, da es dunkel ist. Ich bin erstaunt, ihre Hand nicht zittern zu fühlen; sie ist in dem Augenblicke einer so großen Veränderung durchaus nicht aufgeregt . . . Das junge Mädchen hat viel Charakter.

Endlich sind wir in ihrer Wohnung; eine alte Nachbarin giebt uns Licht; Karoline kann ihr neues Heim besehen. Sie wirft entzückte Blicke um sich; ich sehe das Vergnügen in ihren Augen glänzen.

„Ach, wie hübsch! . . . wie hübsch!“ sagt sie in jedem Augenblicke, und sie setzt sich auf die Chaiselongue, auf die Ottomane,

spiegelt sich in ihrer Toilette, betrachtet ihre Vorhänge, ihre Kommode, Uhr, Tisch, Stühle . . . Nur das Bett wagt sie nicht zu besehen . . . Hält die Scham sie zurück?

„Sie sind also zufrieden?“ frage ich, indem ich sie auf meinen Schoß ziehe.

„Ei, wie sollte ich das nicht? Diese Wohnung ist reizend . . . alles ist so elegant . . . es fehlt nichts . . . ich werde aussehen wie eine Dame.“

„Es wird Ihnen also hier gefallen?“

„Ich fühle, daß ich diese Wohnung schon nicht mehr verlassen könnte.“

„Ich freue mich, daß es mir gelungen ist; alles, was hier ist, gehört Ihnen.“

„Mir? . . . Wirklich . . . Sie sind zu großmütig!“

„Und wenn Sie mich nicht lieben, steht es Ihnen noch frei, mich nicht zu empfangen; ich verlange für das, was ich thue, kein Entgelt . . .“

„Ach, welche Idee! Wenn ich Sie nicht liebte, würde ich dann eingewilligt haben, Ihnen zu folgen? würde ich dann etwas von Ihnen annehmen?“

Ich lasse sie nicht mehr sagen, ein Kuß schließt ihr den Mund . . . Es klingelt heftig; Karoline macht eine Bewegung des Schreckens.

„Wer kann denn hierher kommen?“ fragt sie.

Ich beruhige sie und gehe, um zu öffnen.

Der Speisewirt schickt das Abendessen, welches ich bestellt habe; dieser Anblick giebt Karoline ihre ganze Heiterkeit wieder. Der Tisch wird gedeckt und der Mann wieder fortgeschickt. Wir sind allein, sind in unserer Wohnung. Ich habe keinen großen Appetit, sehe aber mit Vergnügen, daß Karoline dem Mahle Ehre anthut; sie ißt von allem und findet alles gut. Diese, sage ich mir, spielt wenigstens noch nicht das Dämchen; sie sucht ihre Freude und ihren Appetit nicht zu verbergen; sie gesteht, daß sie bei ihrer Tante nie so gut zu Abend gegessen hat, daß sie gute Küche, Leckereien und Muskatwein liebt: schenken wir also Muskatwein ein.

Ich will sie nicht betrunken machen, aber ein kleiner Spitz wird den Rest von Zwang verbannen, der noch ihre Fröhlichkeit behindert.

Karoline besitzt Geist, Witz und Scharfsinn, vielleicht sogar zuviel. Ich sehe, daß dieses junge Mädchen es weit bringen und die Löwin des Tages werden kann. Ich begreife, daß sie sich in der Rosier-

straße langweilte; sie wünschte im stillen, auf einem größeren Theater zu glänzen, weil sie den Erfolg, der ihrer wartet, errät. Versuchen wir, soweit es mir möglich sein wird, ihren Geschmack für Luxus, Toilette und Ausgaben nicht zu nähren, denn sie würde sich nicht mehr halten lassen.

Aber die Standuhr schlägt elf.

„Wie, schon!“ sagt Karoline. „Wie schnell die Zeit vergeht!“

Ich bin an ihrer Seite, halte sie in meinen Armen, lehne meinen Kopf an ihre Schulter: Schweigen ist an die Stelle unserer Freudenausbrüche getreten, aber das Schweigen malt besser die Unruhe des Herzens als laute Lustigkeit.

„Es ist sehr spät,“ wiederholt Karoline endlich halblaut.

„Brauchen wir uns denn zu verlassen?“ sage ich, „und sind Sie nicht jetzt Ihre eigene Herrin?“

Sie schlägt die Augen nieder und antwortet nicht; aber brauche ich andere Geständnisse? Sie wehrt nur schwach ab, und ich bin eine so gute Kammerfrau, daß sie sich in einem Augenblicke in Nachttoilette befindet, wenn der Ausdruck Toilette überhaupt anwendbar ist. Allerdings zerreiße ich alles, Schnüre, Nesteln, Nadeln . . . Diese Hindernisse sind sehr schwach . . . Ein Hindernis möchte ich aber finden, doch, ich muß gestehen, dasselbe fand sich nicht . . . Ah, Fräulein Karoline! . . . ich hätte es mir denken können! . . . Doch was schadet's schließlich! ist sie deshalb weniger hübsch? Nein, keinesfalls; vielleicht war es gerade das, was ihrer Physiognomie diesen Ausdruck von Schelmerei und Koketterie gab, der mich verführt hat. Aber ich kann nicht umhin zu denken, daß ein anderer viel mehr erlangt hat als ich, ohne das Fräulein einzumieten. Doch trösten wir uns mit dem Gedanken, daß man bei dem ersten Schritte nicht weiß, was man thut, erst der zweite geschieht mit Überlegung: es ist also viel mehr Ruhm dabei, den zweiten thun zu lassen als den ersten. Versuchen wir, uns das einzureden.

Ich behalte übrigens meine Gedanken für mich; ich habe Karoline nur meine Liebkosungen zu teil werden lassen, und sie hat sie mir mit einer Lebhaftigkeit, einer Gefühlsstärke wiedergegeben, deren ich sie nicht fähig gehalten hätte, und die ich bei einer Agnes sicher nicht gefunden hätte: das ist schon ein Trost. Sie schwört mir, daß sie mich beständig lieben, nur mit mir glücklich sein, keinen andern sehen, mir immer treu sein und nur mir gefallen will. Ich

sage ihr ungefähr dasselbe, und wir schlafen mit diesen zärtlichen Liebesschwüren ein.

Als ich erwache, ist es heller Tag . . . Karoline schläft noch . . . Es ist erst sechs Uhr Morgens, wecken wir sie nicht auf; sie muß müde sein. Ich nehme sacht einen Kuß von einem Munde, der selbst im Schlafe Küsse zu verlangen scheint, und verlasse das Bett, wo ich in den Armen meiner Schönen alle Süßigkeiten der Lust gekostet habe, außer . . . doch denken wir nicht mehr daran.

Ich kleide mich geräuschlos an und will fortgehen, ohne sie zu erwecken. Ich weiß, daß zu große Gewohnheit des Beisammenseins bald Sättigung entstehen läßt: ich will daher nicht zu häufig bei ihr sein, damit wir uns immer mit um so größerem Vergnügen wiedersehen. Oh, ich habe Erfahrung! Es giebt nichts, welches sich so schnell abnutzt, wie die Liebe, wenn man mit derselben nicht haushälterisch ist; und dann, obgleich Fräulein Karoline mir sehr gefällt, möchte ich doch nicht ganz und gar mit ihr leben Ich werfe noch einen Blick auf meine neue Freundin, dann entferne ich mich und schließe die Thür sacht wieder zu.

Ich schlage den Weg nach den Boulevards ein. Welche Frische! welche reizende Promenade! Ich kann dem Wunsche nicht widerstehen, erst einen Spaziergang zu machen, ehe die Wege von Menschen und Staub gefüllt sind. Ich fühle zudem, daß die Luft, die ich atme, mir gut thut, daß sie meinen Geist beruhigt, und begreife, daß man um sechs Uhr Morgens bereuen kann, was man um sechs Uhr Abends gethan hat.

Es ist erst halb acht Uhr; ich treffe nur einige Dienstmädchen . . . Mein Nachbar ist hoffentlich noch nicht aufgewacht, dieser arme Raimund! . . . Nach dem Abenteuer von gestern Abend werden wir vermutlich eine große Auseinandersetzung haben. Er muß wütend auf mich sein; denn ich traue ihm genug Mutterwitz zu, um jetzt einzusehen, daß die Ladenmädchen sich über ihn lustig gemacht haben.

Da bin ich vor meiner Thür . . . Es steckt etwas im Schlosse . . . ein Boukett von Nizette . . . es ist schon etwas welk; es steckt jedenfalls seit gestern Abend da. Die kleine Blumenhändlerin vergißt mich nicht; und ich, der ich ihr wohl hätte guten Morgen sagen können, habe nicht einmal an sie gedacht. Ich gehe fast nie an ihrer Bude vorbei! . . . Nizette verdient indessen, daß man sich umdreht, um sie zu sehen; aber seit einigen Tagen bin ich so beschäftigt, daß ich keine Zeit habe, an meinen Schützling zu denken: ich habe mir zudem vorgenommen, nicht zu viel an sie zu denken,

und ich glaube, das wird sehr gut sein . . . für sie besonders . . . Ich will, daß sie mich vergesse, denn ich halte sie für empfänglich und im stande, sich demjenigen, den sie lieben wird, aufrichtig hinzugeben. Sehen wir sie nicht, das ist das klügste. Sie wird mich endlich vergessen . . . Ah, ich fühle jedoch, daß es mir leid thun wird.

Ich nehme den Strauß und trete bei mir ein. Ich bin nicht so zufrieden, wie ich es sein müßte. Was kann ich im Besitze eines reizenden Weibes noch wünschen? denn Karoline ist wirklich anbetungswert und verliert nichts, wenn man sie im einfachsten Negligé sieht. Oh, ich bin so oft getäuscht worden, daß ich wohl Besorgnisse haben darf . . . Meine neue Maitresse ist wenigstens ebenso kokett, wie meine früheren waren, und das ist nicht gerade beruhigend.

Frau Dupont kommt und bringt mir einen Zettel. Sie zieht bei allem, was sie thut, eine wichtige und geheimnisvolle Miene auf, die mich sehr amüsiert. Den Zettel überreicht sie mir mit einem vielsagenden Knix. Aber ich sehe, daß der Zettel nicht versiegelt, sondern bloß gefaltet ist, woraus ich schließe, daß meine Schließerin seinen Inhalt schon kennt, und ihrer Miene nach muß derselbe ernst sein.

„Wer hat Ihnen den Zettel gegeben, Frau Dupont?“

„Herr Raimund.“

„Mein Nachbar?“

„Ja, mein Herr, und ich soll ihm Ihre Antwort bringen.“

Sehen wir dann die Botschaft!

„Herr Dorsan!

Wegen des Diners von vorgestern muß zwischen uns eine ernste Auseinandersetzung stattfinden. Die Sache kann nur im Boulogner Gehölz abgemacht werden, wo ich Sie heute zwischen zwölf und ein Uhr Mittags erwarte. Ich werde allein sein; seien Sie es gleichfalls. Ich halte Sie für zu anständig, als daß Sie zu diesem Rendezvous nicht erscheinen sollten. Ich werde dicht am Maillot-Thore sein.

Raimund.“

Ich lache aus vollem Halse, als ich diesen Brief gelesen habe. Frau Dupont, welcher Raimund, wie ich nicht zweifele, gesagt hat, daß wir uns schlagen werden, scheint über meine Lustigkeit überrascht zu sein und fragt mich, was für eine Antwort sie zurückbringen solle.

„Gehen Sie,“ sage ich ihr, „und versichern Sie meinen lieben Nachbar, daß ich pünktlich zur Stelle sein werde.“

Stolz auf ihren Botschafterdienst in einer so wichtigen Sache, macht mir die Schließerin ihre obligate Verbeugung und geht, um meine Antwort Raimund zu überbringen, der wahrscheinlich in ihrer Loge auf sie wartet und dort vor den Gevatterinnen und Dienstmädchen den Tapfern herausbeißt, damit das ganze Haus erfahre, daß er einen Ehrenhandel habe. Ich gestehe, daß ich auf eine Forderung meines Nachbars nicht gefaßt war. Welche Waffen soll ich nehmen? ... er sagt nichts davon; ich glaube auch, sie werden unnötig sein; auf jeden Fall will ich meine Pistolen einstecken. Wer weiß, ich habe Raimund vielleicht unrichtig beurteilt ... Zudem haben die Narren ihre hellen Momente, die Geizigen sind manchmal verschwenderisch, Tyrannen haben Anfälle von Güte, Koketten Augenblicke der Aufrichtigkeit, Schurken überkommt manchmal ein Strahl von Rechtschaffenheit, da können ja auch die Memmen ihre tapferen Augenblicke haben.

XIV.

Duell mit meinem Nachbar.

Zur angegebenen Stunde begebe ich mich nach dem Rendezvous. Das Wetter ist schön, und die Spaziergänger sind zahlreich; mein Nachbar hat für den Zweikampf eine Zeit gewählt, wo es schwierig ist, nicht bemerkt zu werden.

Ich lange am Maillot-Thore an, sehe aber Raimund nicht. Da es noch nicht ein Uhr ist, so gehe ich spazieren; es wird halb zwei, niemand erscheint. Gegen zwei Uhr verliere ich die Geduld, zudem bedeckt sich der Himmel, und ein Gewitter ist im Anzuge; ich habe keine Lust, dasselbe im Gehölze abzuwarten. Die Spaziergänger und Reiter beeilen sich, nach der Stadt zu kommen; ich will es ebenso machen, als ich drei Männer mit großen Schritten nach dem Gehölze kommen sehe . . . Oh, ich erkenne denjenigen, der stolz an der Spitze schreitet: es ist Raimund, der zwei Zeugen mitgebracht hat, trotzdem er mir geschrieben, daß er allein kommen würde. Als sie näher kommen, erkenne ich auch die Zeugen, Herrn Vauvert und den Baron von Witscheritsch.

Die Herren sind in Schweiß gebadet, trotzdem sie Zeit genug zu ihrem Wege gehabt haben; Raimund ist rot wie ein Puter, Vauvert bleich wie eine Braut, und der Baron macht so abscheuliche Grimassen, daß ich seine Gesichtsfarbe nicht genau bestimmen kann.

Die Herren scheinen befriedigter, als sie sehen, daß ich allein bin; es thut mir jetzt leid, keinen Zeugen mitgebracht zu haben; ich glaube, das würde den Plan Raimunds gestört haben.

Man grüßt mich von weitem, ich danke und gehe wieder in das Gehölz zurück.

„Wohin gehen Sie denn? . . . Warten Sie doch auf uns!“ ruft Vauvert, der stottert und vor Aufregung kaum sprechen kann.

Ich thue, als ob ich es nicht hörte, und gehe weiter.

Vauvert läuft hinter mir her und ergreift meine Hand . . . ich fühle, daß er zittert wie ein Hase.

„Wohin gehen Sie denn, mein lieber Freund? warum so tief ins Holz? . . . Sie sehen doch, daß es ein Gewitter geben wird."

„Ich dächte, die Angelegenheit, die uns herführt, kann nicht auf der Heerstraße abgemacht werden . . . sonst hätten wir ebensogut den Boulevard Saint-Denis als Kampfplatz wählen können."

„Mein Freund . . . ich hoffe, daß . . . übrigens . . ."

„Das Gewitter kann uns nicht stören, im Gegenteil, es entfernt die Neugierigen.

Während ich mit Vauvert spreche, höre ich die Stimme meines Nachbars, der ihm von weitem zuruft:

„Kein Arrangement, Herr Vauvert, kein Arrangement, ich will es nicht, ich bin entschlossen, mich zu schlagen."

„Sie hören ihn," sagt mir Vauvert; „er hat es sich in den Kopf gesetzt . . . oh, er ist schrecklich . . . er hat überall erzählt, daß einer von Ihnen beiden auf dem Platze bleiben müßte."

Ich muß über die Großprahlerei Raimunds lachen und beruhige den armen Vauvert, der nicht weiß, wie er dran ist, da er sich nie auf einem ähnlichen Feste befunden hat. Endlich sind mein Gegner und der Baron, welcher einen acht Zoll hohen Dreimaster auf dem linken Ohre sitzen hat, heran.

„Mein Herr," sagt Raimund zu mir, indem er mit martialischer Miene auf mich zukommt, „ich hatte Ihnen gesagt, daß ich allein kommen würde, und das war in der That meine Absicht; aber beim Durchgehen durch das Palais-Royal habe ich meinen Freund Vauvert getroffen, der Brot für sein zweites Frühstück kaufen wollte und, als er hörte, daß ich einen Ehrenhandel mit Ihnen hätte, alles im Stich gelassen hat, um mir zu folgen und . . ."

„Das heißt," unterbricht ihn Vauvert, „Sie haben mir nicht gesagt, daß es sich darum handelte, und ich habe es erst an der Barrière erfahren, denn Sie haben meinen Arm genommen und mir nicht einmal Zeit gelassen, meine Zeitung zu bezahlen."

Raimund thut nicht, als ob er hörte, was Vauvert sagt, und fährt fort:

„Ich habe seinem Drängen nachgegeben; übrigens ist er ja ebensowohl Ihr Freund als der meinige, so daß seine Anwesenheit Ihnen nicht mißfallen kann. Den Herrn Baron von Witscheritsch haben wir an der Barrière getroffen, als er im Begriff war, mit seiner Frau Gemahlin zum Diner aufs Land zu gehen.' Ich

hielt es für besser, zwei Zeugen zu haben, weil ich Ihnen so einen abtreten kann. Der Herr Baron hat die Güte gehabt, die Frau Baronin in der Nähe warten zu lassen; er wird also mein Sekundant sein und Vauvert der Ihrige, wenn es Ihnen angenehm ist."

Der Baron, welcher sich jedesmal, wenn sein Name ausgesprochen wurde, verbeugt hat, tritt neben Raimund, und Vauvert stellt sich hinter mich.

„Herr Raimund," sage ich, „mir scheint, wir könnten die Sache sehr gut unter uns abmachen, ohne diese Herren zu bemühen. Ich fürchte, daß die Frau Baronin während unseres Kampfes durchregnet, und Vauvert befände sich besser auf seinem Bureau als hier . . ."

„Ja, ja," sagt Vauvert, der gar zu gern fort möchte; „ich habe heute viel zu thun . . . und ich fürchte, mein Chef wird böse sein."

„Die Frau Baronin fürchtet sich nicht vor einem Gewitter und sieht sehr gern, wenn es blitzt," sagt Witscheritsch, anmutig lächelnd, wobei sein Mund von einem Ohre bis zum andern reicht.

„Nun, da die Herren einmal gekommen sind, so sollen sie den Weg nicht vergeblich gemacht haben; ich nehme also Herrn Vauvert als Sekundanten an.

Vauvert weicht erschrocken zurück.

„Beruhigen Sie sich," sage ich zu ihm, „die Sekundanten schlagen sich selten; sollte ich indessen unterliegen und Sie mich rächen wollen, so steht Ihnen das frei."

„Ach! mein lieber Freund . . . ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich Sie liebe . . . und gewiß . . . ich wünsche, daß die Sache freundschaftlich arrangiert werde . . . Nimmt man sich unter Freunden etwas übel? Herr von Witscheritsch, wir dürfen nicht leiden, daß die Herren sich schlagen."

Der Baron scheint sich mehr mit etwas, was er in der Tasche hat, zu beschäftigen, als mit unserem Kampfe, und das Reden Vauverts, dem die Thränen in den Augen stehen, ist vergeblich. Aber mein Nachbar ist hartnäckig.

„Ich will mich schlagen," sagt er; „man beleidigt mich nicht ungestraft! . . . Ich habe Herrn Gerville gesprochen und weiß, daß er nicht mit Ihnen und Agathe diniert hat . . . das sagt Ihnen genug . . . Und meine Silhouette an der Mauer . . . das ist ein Mißbrauch des Vertrauens! . . . Sie werden mir dafür Genugthuung geben, Herr Dorsan; diese Sache wird Aufsehen machen!"

„Lieber Gott, Herr Nachbar, ich stehe zu Ihren Diensten ... Machen wir der Sache ein Ende; es sollte mir leid thun, wenn die Herren und die Frau Baronin durchregneten."

„Ich bin der Beleidigte und habe die Wahl der Waffen."

„Ganz recht."

„Ich bin ein Schläger ersten Ranges ... ich habe Unterricht beim ersten Meister von Paris gehabt; aber ich duelliere mich nur auf Pistolen, weil ich nicht von meinen Vorteilen Nutzen ziehen will."

„Das ist sehr großmütig von Ihnen; ich habe Ihre Absicht erraten und Pistolen mitgebracht."

Ich ziehe meine Pistolen aus der Tasche und sehe Raimund unruhig werden und die Farbe wechseln, dann zieht er gleichfalls ein paar große Sattelpistolen aus der Tasche und bietet sie mir an.

„Schön," sage ich, „wir benutzen jeder die eigenen Waffen."

„Nein, nein ... stecken Sie Ihre wieder ein; wir benutzen die meinigen ... Sie sehen, ich würde mit meinen Pistolen, die zwei Zoll länger sind, zu großen Vorteil vor Ihnen voraus haben."

„Sie handeln prächtig. Nun, da Sie's wollen."

„Jawohl, zudem habe ich die Wahl der Waffen, und ich schlage mich nur mit meinen eigenen."

„Sei's; rufen wir die Herren, um sie zu laden."

Ich drehe mich nach Vauvert um, der, seit wir die Pistolen in der Hand haben, einen Spaziergang nach der Landstraße gemacht hat und sich nur schwer entschließt, uns nahe zu kommen.

„Die Pistolen sind geladen," sagt Raimund; „das besorge ich immer im voraus."

„Gewöhnlich ist das Sache der Zeugen, mein lieber Nachbar."

„Oh, ich verlasse mich in dieser Beziehung nur auf mich ... Übrigens hat mein Freund von Witscheritsch sie nachgesehen ... Nicht wahr, Herr Baron?"

Der Baron war damit beschäftigt, kleine Neuchateller Käse in doppeltes Papier zu schlagen, damit der Regen sie ihm nicht in der Tasche auflöse; er antwortete auf die Frage meines Gegners nur mit zustimmendem Lächeln.

Was ich sehe, bestätigt meinen Argwohn: die Tapferkeit Raimunds ist nicht natürlich; sein Entschluß, sich nur seiner eigenen Pistolen zu bedienen, das vorherige Laden, alles dies verbirgt mir einen Streich in seiner Art, den ich entdecken will. Er reicht mir die Pistolen und bittet mich, zu wählen.

„Wieviel Schritte Distanz?“ frage ich.

„Ei nun . . . zwanzig Schritte.“

„Ach, mein Gott! ruft Bauvert; „das ist ja direkt vor der Mündung! . . . Vierzig Schritte, meine Herren, das ist nahe genug, wenn man trifft . . .“

„Nein . . . nehmen wir dreißig; das ist alles, was ich einräumen kann . . . Herr von Witscheritsch, schreiten Sie die Distanz ab.“

Der Baron verläßt nur ungern seinen Käse, den er auf den Rasen legt und vorsorglich mit seinem Hute zudeckt, denn es fängt an, heftig zu regnen. Er kommt zu uns, ich nehme meinen Platz ein; er schreitet mit Riesenschritten, so daß ich Raimund kaum noch sehe. Was meinen Sekundanten anbetrifft, so hat er solche Angst, getroffen zu werden, daß er nicht weiß, wohin er sich stellen soll. Er empfiehlt uns, uns ja nicht zu versehen; ich beruhige ihn. Herr von Witscheritsch giebt das Zeichen, indem er den Takt schlägt, als ob es sich um ein Quartett handelte.

Raimund schießt; der Knall oder die Furcht wirft Bauvert zu Boden, wo er mit dem Gesichte auf dem Rasen liegen bleibt. Ich bin nicht getroffen, habe nicht einmal die Kugel pfeifen hören.

Ich biete meinem Nachbar an, es dabei bewenden zu lassen.

„Nein, nein, schießen Sie,“ schreit er.

„Ein wahrer Cäsar!“ bemerkt der Baron, der Raimunds Mut bewundert.

Ich will mich vergewissern . . . Mein Sekundant liegt noch immer lang auf der Erde; Herr von Witscheritsch hat es für angebracht gehalten, sich weit ab hinter eine Baumgruppe zu stellen, mein Gegner wendet den Kopf ab, in der Erwartung, daß ich ziele; dazu habe ich aber durchaus keine Lust, obgleich ich überzeugt bin, daß seine Waffen nicht gefährlich sind. Der Käse des Barons liegt zwei Schritte von mir, und ich nehme ihn zum Ziel. Die Explosion schleudert den Hut zurück, und eine Ladung Papier klebt an den Neuchatellern. Während ich über mein Duell lache, kommt Raimund auf mich zu, indem er mir, sobald er mich von weitem bemerkt, die Hand entgegenstreckt und mir zuruft:

„Wir sind fertig, mein Freund; ich habe meine Satisfaktion, umarmen wir uns!“

„Was!“ sage ich, „Sie wollen nicht nochmal anfangen? . . . Ich habe auch Waffen.“

„Nein, mein Freund; vergessen wir alles . . . ich bitte Sie, umarmen wir uns.“

„Meinetwegen . . . ich thue alles, was Sie wünschen.“

Während mein Nachbar sich in meine Arme wirft, eilt der Baron zu seinen Käsen und ist wie versteinert, als er sie mit Papierstückchen durchsiebt sieht.

„Der Käse riecht verteufelt nach Pulver,“ sagt er, denselben beriechend.

„Oh, verzeihen Sie, Herr Baron; da ich aber nicht auf meinen Freund Raimund zielen wollte, habe ich nach dieser Seite gehalten, die Kugel scheint Ihre Käse durchlöchert zu haben.“

Herr Raimund wird rot bis an die Ohren; mein spöttisches Aussehen läßt ihn befürchten, daß ich seine Kriegslist erraten habe; aber ich will ihn nicht des Vergnügens berauben, überall erzählen zu können, daß er sich duelliert hat. Ich eile nach meinem Sekundanten, der noch immer auf der Erde liegt, und ersuche ihn aufzustehen; aber er rührt sich nicht, und ich sehe, daß der arme Teufel ohnmächtig geworden ist. Ich rufe Raimund zu Hilfe, der ein Flacon bei sich hat, dessen Inhalt wir Vauvert übers Gesicht gießen, worauf er endlich wieder zu sich kommt. Nachdem er sich befühlt und sich überzeugt hat, daß er nicht verwundet ist, versucht er, uns glauben zu machen, daß seine Freundschaft für uns beide seinen Ohnmachtsanfall veranlaßt habe. Wir danken ihm und stellen ihn auf die Beine; aber wir müssen ihn beide unterm Arm fassen, da er außer stande ist allein zu gehen.

Raimund hat seine ganze Heiterkeit wiedergefunden; er ist von seinem Tagewerke entzückt, denn er kennt Vauvert und weiß, daß sein Duell bald das Tagesgespräch sein wird, selbst wenn er nicht dafür sorgte, es überall zu erzählen

XV.

Argwohn.

Es ist fünf Uhr vorüber, als ich bei Karoline ankomme; sie schilt mich, daß ich fortgegangen bin, ohne sie zu wecken, und sagt, daß sie mit Ungeduld auf mein Erscheinen gewartet habe. Ich wollte lieber, daß sie sich gelangweilt hätte, aber ich begreife, daß sie dazu keine Zeit gehabt. In einer neuen Wohnung ist hunderterlei zu thun, und dann die nötigen Einkäufe: sie zeigt mir einen sehr eleganten Hut, den sie sich gekauft hat, und probiert ihn nochmals vor mir auf. Der Hut ist reizend, mir ist indessen, als ob sie mir in dem Häubchen besser gefallen hätte . . . aber ich werde mich daran gewöhnen.

Der Rest der Toilette muß dem Hute entsprechen, das ist ganz in der Ordnung. Ich wundere mich, wie die Frauen diesen Kleinigkeiten, die man Putz nennt, solche Wichtigkeit beilegen; aber machen wir ihnen keinen Vorwurf daraus; es geschieht alles, um uns zu gefallen, und wir wären undankbar, wollten wir kritisieren.

Karoline ist schon nicht mehr dieselbe, sie trägt ihren neuen Putz mit großer Ungezwungenheit; die Frauen bilden sich in allem schneller als wir.

Vierzehn Tage sind verflossen, seit Karoline ihre kleine Wohnung in der Caumartinstraße inne hat. Ich besuche sie alle Tage: ich will nicht sagen, daß das, was ich für sie empfinde, Liebe ist, wenigstens ist es keine sehr leidenschaftliche Liebe; aber sie gefällt mir noch immer ebenso gut. Ich glaube, sie liebt mich mehr als im Anfange unseres Verhältnisses, sie sagt es wenigstens.

Die Dinge gehen nicht gerade, wie ich es gedacht hatte, denn sie geht nicht mehr nach ihrem Magazin und arbeitet nicht viel zu Hause; dafür aber hat sie Ton und Manieren einer Dame angenommen. Allerdings schlage ich ihr nichts ab, trotzdem ich mir oft vornehme, Reformen bei meinen Ausgaben einzuführen . . .

Aber wie kann man einer hübschen Frau etwas abschlagen, die einen mit rührender Stimme bittet und einen dabei in einer gewissen Weise ansieht! Ich für meine Person habe nie die Kraft gehabt, dem zu widerstehen . . . das ist vielleicht ein Unglück.

Ich finde allmählich, daß das, was ich Kleinigkeiten genannt habe, ein sehr wichtiges Kapitel ist, wenn man ein Mädchen unterhält. Ich ruiniere mich mit Kleinigkeiten: alle Tage ist's ein Kleid, ein Fichu, ein Hut, ein Shawl! . . . Ich weiß nicht, wie Karoline rechnet, aber sie beweist mir immer, daß es Mode ist und sie es also notwendig haben muß, und ich bin zu gerecht, um einer Frau das Notwendige zu verweigern. Aber meine Einnahme genügt dazu nicht: ich mache Anleihen und stürze mich in Schulden. Wie würde es werden, wenn es ihr einfiele, Überflüssiges haben zu wollen?

Eines Morgens empfange ich einen Brief in einer Handschrift, die mir unbekannt ist. Derselbe ist von Frau von Marsan, die mir liebenswürdige Vorwürfe macht, daß ich mein Versprechen nicht halte und nicht zu ihren musikalischen Soiréen komme, und die mich zu einem kleinen Feste einladet, welches sie in ihrem Landhause giebt.

Ich hatte Frau von Marsan fast vergessen, denn ich vergesse ziemlich oft, was mich am Tage vorher in Feuer gesetzt hat. Ich werde zu dem Feste gehen, ich will um Karolinens willen nicht alle meine Bekanntschaften aus den Augen verlieren; ich darf nicht auf die Gesellschaft verzichten, weil sie dieselbe nicht mit mir besuchen kann. Dies junge Mädchen hat mich bereits zu viel Thorheiten begehen lassen!

Mein Nachbar Raimund, den ich seit dem Tage unseres famosen Duells nicht wieder gesehen habe, tritt bei mir ein. Er ahnt wohl, daß ich mich durch seine falsche Tapferkeit nicht habe täuschen lassen. Ich weiß, daß er von seiner Bravour viel Aufhebens gemacht hat, aber er hat es vermieden, mich in Gesellschaft zu treffen, weil ihn meine Gegenwart bei dem Berichte über unsern Kampf geniert hätte.

„Guten Tag, mein lieber Freund, wie geht's mit der Gesundheit?" sagt er.

„Oh, zu forsch . . "

„Sie müssen solider werden, Herr Nachbar."

„Sie wollen anderen raten, solid zu werden, Herr Raimund?! . . . Und wie steht's mit Agathe? . . ."

„Oh, ich sehe sie nicht mehr; wir sind miteinander fertig

für immer. Ich will nicht mehr auf diese Kleinen hineinfallen ... man giebt ein enormes Geld aus ... und kommt manchmal nicht auf die Kosten. Das weiß auch einen Mann nicht zu würdigen ... so was macht keinen Unterschied zwischen einem Dichter und einem Packknecht! ... Wenn einer nur Geld in der Tasche hat, sie von morgens bis abends mit Bonbons und Leckerbissen füttern, sie spazieren fahren, ins Theater oder über Land führen, und ihnen allen Tand kaufen kann, der ihnen gefällt, das genügt ihnen. Übrigens kann man dumm sein wie ein Ochse, ungebildet wie ein Lastträger, oder geckenhaft wie ein italienischer Virtuose, man ist darum in den Augen dieser Dämchen nicht weniger charmant."

„Es liegt viel Wahres in dem, was Sie sagen, Herr Nachbar ... Aber wollen Sie mir das Vergnügen machen, mich wissen zu lassen, was Sie heute Morgen zu mir führt? denn ich vermute, daß Sie zu irgend einem Zwecke gekommen sind."

„Allerdings; ich habe eine Einladung von Frau von Marsan zu einem Feste erhalten, welches sie übermorgen in ihrem Landhause giebt; ich nehme an, Sie gehen auch hin, und schlage Ihnen vor, daß wir die Tour gemeinsam machen."

Ich nehme den Vorschlag an, und als Raimund mich verlassen hat, gehe ich zu Karoline. Ich bemerke sie an ihrem Fenster; seit einigen Tagen geht sie sehr oft an dasselbe, besonders wenn sie allein ist. Sie scheint mir noch liebenswürdiger, fröhlicher und pikanter zu sein als gewöhnlich; ihre Augen glänzen vor Vergnügen ... Oh, dies Mädchen liebt mich wirklich; ihre Seele ist dankbar, ihr Herz empfänglich; sie ist nur kokett, um mir zu gefallen. Sie hatte auf jemand gewartet, der ihrer Liebe würdig wäre: ihr Herz hat mich ausgezeichnet; ich bin sicher, daß sie mir treu sein wird. Ich wußte wohl, daß ich mit etwas Geduld dies finden würde.

Als ich Karoline am Donnerstag mitteile, daß sie mich am Abend nicht sehen werde, scheint ihr das nicht zuzusagen, obgleich wir am Tage vorher eine kleine Diskussion wegen eines gewissen Kaschmirs gehabt haben, auf den sie große Lust hat, und den ich ihr nicht geben will. Ich habe ihr endlich bemerklich gemacht, daß sie keinen Kaschmir braucht, um reizend zu sein, daß sie mir in eleganter Einfachheit besser gefällt, und wir haben uns als die besten Freunde verlassen.

Ich habe Karoline versprochen, in der Nacht zurückzukommen, aber es ist sehr spät geworden, ich habe lange geschlafen, und nun

ist es zwei vorüber, als ich angekleidet bin. Sie erwartet mich jedenfalls mit Ungeduld; eilen wir nach der Caumartinstraße.

Diesmal ist sie nicht am Fenster . . . aber soll sie sich einen steifen Hals holen, um mich früher kommen zu sehen? . . . Nein, ich bin zu vernünftig, um das zu verlangen. Ich gehe hinauf und klingele . . . es wird nicht geöffnet. Sie ist ausgegangen! Das Warten wird ihr zu langweilig geworden sein, und sie ist spazieren gegangen . . . sie macht vielleicht einige Einkäufe. Ich klingele indessen noch einmal, aber vergeblich. Ziemlich unzufrieden gehe ich die Treppe hinab; ich habe kein Recht, darüber böse zu sein, daß sie ausgegangen ist . . . ich denke aber, sie hätte mich wohl erwarten können. Ich kratze mich hinterm Ohr, ich glaube sogar, ich kratze mir auch die Stirn . . . Wär's eine Vorahnung? Ach, ich habe noch keine Treue gefunden! Aber ich habe mir vorgenommen, mir im voraus keine Sorgen zu machen.

Als ich auf den Boulevard biege, bemerke ich sie . . . Welche Toilette für eine Morgenpromenade! Sie hat mich gesehen, und scheint verlegen zu sein, kommt indessen auf mich zu. Wir lächeln uns beide an, aber ich glaube . . . wir haben beide keine Lust dazu: dieses gezwungene Lächeln ist so leicht erkennbar.

„Ah, da bist Du! . . .“

„Ja, wundert Dich das?“

„Ich erwartete Dich eben nicht so spät.“

„Ich glaube in der That, daß Du mich nicht mehr erwartet hast.“

„Du kommst von mir?“

„Ja, und Du?“

„Ich bin etwas spazieren gegangen . . .“

„Welche Toilette!“

„Sie hat nichts Ungewöhnliches, dächte ich.“

„Im Verhältnis zu der, die Du in der Rosierstraße trugst, doch.“

„Du hast mir immer etwas Boshaftes zu sagen!“

„Ich sehe nicht, was für Boshaftes in dem eben gesagten läge.“

„Ich sollte wohl in Schürze und Haube ausgehen!“

„Das stand Dir nicht schlecht.“

„Ich habe aber keine Lust, sie wieder anzuziehen.“

„Oh, das glaube ich!“

„Wer Dich hörte, könnte glauben, ich sei ein linkisches, dummes Landmädchen gewesen, als Du mich kennen gelernt hast.“

„Ich weiß sehr gut, daß Du keine Unschuld warst.“

„Wollen wir etwa auf dem Boulevard bleiben? . . . Ich gehe nach Hause . . . kommst Du mit?“

Ich zögere . . . folge ihr indessen. Als wir in ihrer Wohnung sind, neckt sie mich mit meinem ernsten Aussehen. Was habe ich ihr in der That vorzuwerfen? . . . Ich bin manchmal sehr wenig liebenswürdig . . . das weiß ich, und ein brummiger Mann wird nicht geliebt . . . Ja, aber ein Mann, den man liebt, erscheint niemals brummig und hat immer recht.

Ich umarme Karoline, und wir schließen Frieden. Ich diniere mit ihr, und führe sie ins Theater, denn ich will ihr Vergnügen verschaffen . . . aber sie scheint sich nicht besonders zu amüsieren. Ich finde sie etwas zerstreut, und bin fast versucht, mit ihr zu zanken, doch ich beherrsche mich, denn sie würde sagen, daß ich unaufhörlich nörgelte . . . Aber wenn sie wie früher wäre, hätte ich keinen Grund, mich zu beklagen. Oh, ich wiederhole, wenn man aufhört, liebenswürdig zu sein, hört man auch auf, geliebt zu werden.

XVI.

Vertrauliche Mitteilungen.

Am andern Tage bin ich im Begriff, bei Tortoni einzutreten, als ich Raimund mit einem Herrn von etwa sechzig Jahren vor mir hineingehen sehe. Der Herr ist ziemlich schlecht gebaut, hat ein dummes und unangenehmes Gesicht und muß sich auf einen Stock stützen, um sein linkes Bein vorwärts zu bringen, sein Anzug kündigt aber Wohlhabenheit an und seine Manieren einen Rest von Prätension.

Es liegt mir nichts daran, mich neben diese Herren zu setzen, trotz der Aufforderung Raimunds, der mir zuruft, daß wir zusammen frühstücken wollten. Ich thue, als ob ich ihn nicht hörte, und setze mich in eine Ecke, weit ab von Raimund. Während ich aber meine Chokolade trinke, bemerke ich, daß die Herren eine sehr angeregte Unterhaltung führen. Ich wette, daß dieser alte Podagrist seinem Freunde einige Liebesabenteuer erzählt, die er absichtlich sehr laut vorträgt, um sich noch das Ansehen eines jungen Verführers zu geben.

Thäte er nicht besser, seine Gebrechlichkeit zu pflegen? Doch er steht auf; ich glaube, Raimund wird ihm folgen . . . aber nein, er bleibt und kommt auf mich zu.

„Guten Tag, mein Freund! Nun, haben wir uns etwas von unseren Strapazen erholt?"

„Ich danke, und Sie?"

„Ich bin wieder vollständig au fait. Sagen Sie, kennen Sie den Herrn, der eben bei mir war?"

„Nein."

„Es ist Herr von Grandmaison."

„Von dem habe ich nie gehört."

„Es ist ein sehr reicher Mann . . . immens reich!"

„Er ist immens häßlich.“

„Es ist ein alter Finanzier ... Lieferant, Unternehmer ...“

„Ja, ich verstehe.“

„Er giebt köstliche Bälle.“

„Jedenfalls nicht für sich.“

„Oh, es ist ein lustiger Bruder!“

„Das sieht man ihm nicht an.“

„Weil er das Bein etwas schleppt! ... das hindert ihn nicht, seine Eroberungen zu machen.“

„Das heißt, sie zu kaufen.

„Das wollte ich sagen; aber das kommt auf eins heraus. Unter uns, ich gestehe, daß er das Pulver nicht erfunden hat und daß seine Erziehung sich auf die Regeln der Multiplikation und Subtraktion beschränkt, die er aus dem ff versteht. Aber bei alledem hat er die hübschesten Weiber von Paris.“

„Das spricht nicht für die hübschesten Weiber von Paris.“

„Er hat mir eben ein neues Verhältnis erzählt, das er im Begriff steht, anzuknüpfen ... Ha, ha! das ist sehr drollig! ... Es handelt sich um eine entzückende junge Schönheit, die er einem jungen Manne wegschnappen will.“

„Irgend eine Ausgehaltene ...“

„Es scheint, daß die Kleine was wert ist und auf sich hält; und der junge Mann, der jedenfalls eifersüchtig ist, hält sie abgeschlossen ... Trotzdem hat man sich gesehen ... zuerst am Fenster ... dann Briefchen, darauf Anträge ... Grandmaison, welcher weiß, wie es gemacht wird, hat Kaschmirs und Brillanten versprochen. Die Kleine ist kokett, und ihr junger Liebhaber scheint sie nur auf bürgerlichem Fuße zu halten. Der arme Bursche wird bald das Nachsehen haben.“

Ich empfinde eine gewisse Unruhe, von der ich mir noch keine Rechenschaft zu geben wage; die Erzählung Raimunds, die ich maschinenmäßig angehört hatte, interessiert mich jetzt sehr; die Worte Kaschmirs, Fenster, Brillanten erwecken in meiner Seele einen unbestimmten Argwohn, dessen ich mich schäme, als ich an das Aussehen und Alter des Herrn von Grandmaison denke. Meine Eigenliebe kann nicht zugeben, daß ein solcher Nebenbuhler mir vorgezogen würde ... aber eine innere Stimme sagt mir, daß die Eigenliebe uns häufig täuscht. Ich will mich von der Wahrheit überzeugen und richte an Raimund Fragen, die mir, wie ich fest überzeugt bin, beweisen werden, daß ich unrecht habe, mich zu quälen.

„Wo wohnt dieser Herr von Grandmaison?“

„Caumartinstraße, in einem prachtvollen Hause, das ihm gehört . . . Es ist fast am Eingange vom Boulevard.“

Ich fühle ein Beben durch meinen Körper gehen, mein Magen zieht sich zusammen, ein Gewicht legt sich auf meine Brust, und alles dies ist die Wirkung eines Wortes und die Sache einer Sekunde; ich frage indessen, die größte Ruhe zur Schau tragend, weiter:

„Und diese junge Schönheit?“

„Sie wohnt ihm gegenüber, in einem kleinen Hause, wo kein Portier ist, im zweiten Stock vorn. Grandmaison hat sie an ihrem Fenster gesehen; die Straße ist breit, aber er hat ein köstliches Opernglas, das er sich für das Ballet hat machen lassen, ein wahres kleines Teleskop; es führt einem die Gegenstände deutlich vor, und Sie wissen, wie angenehm es ist, wenn eine Tänzerin eine Pirouette macht, es auf . . .“

„Aber kommen Sie doch zu Ende; diese junge Person?“

„Wie ich Ihnen sagte, mit seinem Glase hat er sich überzeugt, daß sie jung, hübsch, schön gebaut und nicht welk ist . . . Oh, es giebt Gläser für diesen Zweck, die kostbar sind!“

„Aber der Liebhaber? . . .“

„Der Liebhaber wohnt nicht bei ihr. Er besucht sie sehr oft, geht dann aber nicht ans Fenster, deshalb hat Grandmaison ihn nur undeutlich sehen können . . . denn sie verläßt vorsorglich ihr Fenster, sobald der junge Mann ankommt . . .“

„Nun?“

„Nun, alles geht ausgezeichnet. Grandmaison hat die Kleine vorgestern in die Oper, Gitterloge, geführt, weil der Liebhaber gerade auf dem Lande war.“

Hier bin ich nicht mehr meiner Herr, und ohne zu sehen, was ich thue, schlage ich heftig auf den Tisch, welcher zwischen mir und meinem Nachbar steht. Die Erschütterung ist so heftig, daß Herrn Raimund, der sich während des Sprechens über den Tisch gebeugt hielt, meine Tasse Chokolade unter die Nase fliegt. Der Rest der Chokolade ergießt sich über Hemd und Weste meines Nachbars, der selbst erschrocken einen Satz zurückthut.

Beschämt darüber, daß ich meine Unruhe, meinen Ärger, meine Wut habe sehen lassen, bemühe ich mich, mich zu fassen; ich zwinge mein Gesicht und bitte Raimund um Entschuldigung. Er weiß nicht, ob er sich mir nähern soll, und bestellt ein Glas Wasser, um sich das Gesicht abzuwischen.

„Verzeihung . . . bitte tausendmal um Verzeihung, mein

lieber Raimund . . . ich weiß nicht, was über mich gekommen ist . . . Sie sagten also, vorgestern . . ."

„Sie haben mir schreckliche Furcht eingejagt . . . haben Sie denn Nervenanfälle?"

„Nein, nein, ich war zerstreut . . . Sie sagten . . ."

„Den Teufel! man muß sich in acht nehmen . . . Sie sind schuld daran, daß ich nach Hause gehen und mich umziehen muß."

„Oh, es ist nichts . . . Also vorgestern hat er das junge Mädchen in die Oper in Gitterloge geführt?"

„Ja, ja . . . Habe ich noch was im Gesichte?"

„Nicht das Geringste, Sie sehen reizend aus . . . Fahren Sie fort . . ."

Dies Kompliment versetzt Raimund wieder in gute Laune, er knöpft seinen Rock zu und nimmt die Unterhaltung wieder auf.

„Ja, sie waren in der kleinen Loge . . ."

„So, daß alles fertig ist? . . ."

„Oh, noch nicht. Sie begreifen wohl, daß die Schöne sich nicht leicht hingiebt und daß Grandmaison nicht der Mann ist, um die Sache so klipp und klapp zu betreiben . . . mit seinem Beine . . . er muß alle seine Bequemlichkeiten haben. Oh, wenn es einer von uns beiden gewesen wäre, wäre die Sache fertig! . . . Wir sind aber die Kerle darnach!"

„Und weiter?"

„Gestern Morgen hat er die Kleine extra muros gesehen; er hat ihr für heute Abend einen prächtigen, echt türkischen Kaschmir versprochen, wenn sie bei ihm soupieren will, ferner eine vollständig eingerichtete Wohnung, eine Kammerfrau, einen Wagen und hundert Louisdors monatlich, ohne die Geschenke zu rechnen, wenn sie einverstanden ist, nicht wieder nach Hause zurückzukehren . . ."

„Nun?"

„Sie hat acceptiert! . . ."

Ich springe so ungestüm auf, daß Raimund sich zurückwirft und mich voll Unruhe betrachtet.

„Herr Nachbar, kommt es wieder?"

„Nein, ich habe nichts . . . Kommen Sie, lassen Sie uns etwas in die frische Luft gehen."

Ich fasse Raimund unter den Arm und ziehe ihn mit. Er schneidet Grimassen; jedenfalls drücke ich, ohne es zu merken, seinen Arm, denn er bittet mich, ihn loszulassen . . . aber ich höre nicht.

„Mein lieber Dorsan . . . Sie haben Krampfanfälle . . . lassen Sie, bitte, meinen Arm los . . .“

Oh, die Weiber, die Weiber! . . . Aber warum empfinde ich dies Zusammenziehen des Herzens? . . . denn ich liebe sie ja doch nicht.

„Mein Freund, lassen sie mich bitte, los . . .“

„Oh, es ist grausam, sich immer so betrogen zu sehen! . . . und um welches Menschen willen, frage ich Sie . . .“

„Ich weiß nicht, um was Sie mich fragen; aber lassen Sie mich los, Sie thun mir weh . . . ich sehe mich sonst genötigt, die Leute anzurufen . . .“

„Aber . . . ist sie es denn? . . . Ich muß sie verwechseln . . . Raimund!“

Ich wende mich nach meinem Begleiter um, dessen jämmerliches Gesicht und erschrockene Augen ich jetzt erst bemerke; ich lasse seinen Arm los und frage ihn, mich etwas fassend, was ihm fehle.

„Was mir fehlt! . . . Meiner Treu, Sie haben ja Rückenmarksfieber-Anfälle . . . Sie drücken mir den Arm, so daß ich schreien könnte, und stoßen Ausrufe aus, die ich nicht verstehe . . .“

„Oh, ich dachte an etwas, das ich Ihnen später erzählen werde; aber kommen wir auf den Liebeshandel Ihres Freundes zurück, er amüsiert mich sehr. Herr von Grandmaison soupiert heute Abend mit seiner neuen Eroberung?“

„Jawohl, heute Abend soll's sein.“

„Ich wäre sehr neugierig, dies Mädchen zu sehen, das so hübsch sein soll, wie Sie sagen.“

„Meiner Treu, ich bin auch sehr neugierig, denn ich kenne sie auch noch nicht und freue mich darauf, sie zu sehen . . .“

„Wie, Sie werden sie sehen?“

„Gewiß; ich nehme an dem Souper teil, mit fünf oder sechs liebenswürdigen Roués aus dem Intimen-Kreise Grandmaisons. Er ist etwas dumm, und wenn er zu einer Frau gesagt, daß er sie . . . Sie verstehen . . . so weiß er ihr nichts mehr zu sagen, um sie zu amüsieren, und da er haushälterisch mit seinem Vergnügen sein will, weil er nicht wie wir im stande ist, oft wieder anzufangen, so hebt er sein Feuer für die Nacht auf. Zum Souper ladet er immer mehrere Freunde ein, um seine Schöne in Zug zu bringen.“

„Das ist gut berechnet und sehr angenehm für die Tischgenossen! . . .“

„Sie können sich denken, daß für uns immer etwas abfällt . . . Diese Weiber, wenn sie große Fonds von Empfänglichkeit besitzen, können sich nicht mit Grandmaison, der invalid ist, zufrieden geben . . ."

„Ich verstehe! Sie sind sein Freund und Substituierter."

„Ich bin alles, was man will! . . . Oh, wir amüsieren uns bei diesen kleinen Soupers! . . . wir lachen wie besessen! . . . Die Küche ist köstlich, der Wein excellent, kein Zwang, keine Zeremonie; wir plaudern, singen, trinken; und die Späße, die Pointen, die doppelsinnigen Bemerkungen, die pikanten Anekdoten und lustigen Koupletս! . . . Das reine Rottenfeuer, alles spricht zu gleicher Zeit, man versteht sich nicht, das ist reizend."

„Sie lassen es mich bedauern, daß ich nicht von der Partie bin."

„Wollen Sie, mein Lieber? . . . Ei, wenn es Ihnen Vergnügen macht, so mache ich mich anheischig, Sie einzuführen."

„Wirklich, könnten Sie's?"

„Ich kann alles, was ich will! . . . Sie wissen ja, daß mir alles gelingt."

„Das hätte ich vergessen . . . Aber dieser Herr von Grandmaison kennt mich nicht."

„Was macht das? Ich kenne Sie, das genügt . . . Von Raimund eingeführt, werden Sie willkommen sein!"

„Sie glauben, ich könne? . . ."

„Nun gewiß! . . . Wer heiter ist und Possen und gepfefferte Scherze erzählt, wird bei Grandmaison gut aufgenommen; eben deshalb ist er mir so zugethan . . ."

„Oh, wenn es sich nur darum handelt, Possen aufzuführen . . . die verspreche ich Ihnen für heute Abend."

„Sie sind unser Mann; es ist abgemacht . . . Holen Sie mich heute Abend um zehn Uhr aus dem Englischen Café ab . . . um die Zeit vereinigt man sich."

„Ich werde dort sein, verlassen Sie sich darauf."

„Aber, wenn Sie mir glauben wollen, so nehmen Sie heute Morgen etwas Fleur d'Orange, um Ihre Nerven zu beruhigen."

„Seien Sie unbesorgt . . . es kommt nicht wieder."

„Adieu dann; auf heute Abend zehn Uhr."

Raimund verläßt mich; ich denke lange über alles, was ich gehört habe, nach. Die Person ist Karoline, daran kann ich nicht zweifeln . . . und dennoch leuchtet eine schwache Hoffnung noch im Grunde meines Herzens. Gehen wir zu ihr . . . aber ver-

bergen wir, was ich empfinde, versuchen wir, wenn möglich, in ihrer Seele zu lesen . . . ihren Verrat in ihren Augen zu erraten . . . Aber vor allem seien wir vernünftig . . . seien wir Philosoph und vergessen wir nicht, daß Lärm für den Gecken und Klage für den Dummen ist, daß der betrogene anständige Mensch sich entfernt und kein Wort sagt, wie es in jenem Liede heißt.

XVII.

Die alte Geschichte.

Ich treffe Karoline zu Hause; meine Ankunft scheint sie nicht zu genieren; sie empfängt mich, spricht mit mir, und lächelt mich an wie gewöhnlich. Hätte ich unrecht gehabt, sie zu beargwöhnen? Doch sie bemerkt meine Unruhe nicht! Den Augen der Liebe würde die innere Aufregung, die ich mich zu verbergen bemühe, nicht entgehen! . . . Diese sehen alles, erraten alles . . . und Karoline richtet keine Frage an mich, während ich nicht weiß, was ich sage . . . während ich jeden Augenblick nahe daran bin, loszubrechen, und nur mit Mühe alle Qualen, die ich erdulde, in mich hinein zu pressen vermag! . . . Nein, sie liebt mich nicht mehr.

Ich sage ihr, daß ich den Tag mit ihr zu verbringen gedenke . . . ich glaube Verlegenheit in ihren Blicken zu lesen, aber sie faßt sich sofort.

„Du wirst mir stets Vergnügen machen, wenn Du bei mir bleibst,“ sagt sie endlich mit dieser so holden Stimme, die mich bei unserer Begegnung auf dem Boulevard bestrickt hat . . . Oh, diese Stimmen sind ebenso trügerisch wie die übrigen!

Vergeblich, daß ich mich zusammennehmen und heiter erscheinen will; es gelingt mir nicht . . . Ich fühle immer etwas, was mich erdrosselt, erstickt . . . Oh, ich habe das schon sehr oft gefühlt! . . .

Ich trete ans Fenster . . . gehe aber sofort zurück . . . Ich darf heute Abend nicht erkannt werden. Oh, wie lang der Tag ist! . . . Ich dränge zu dinieren; nie gab es, glaube ich, ein traurigeres Mahl . . . Karoline klagt über Migräne . . . ich klage nicht. Wenn ich mit ihr von Liebe sprechen könnte! Versuchen wir's . . . aber ich sehe in dem, was sie mir antwortet, nur noch Gemeinplätze . . . Oh, das ist eine sehr dumme Unterhaltung zwischen zwei Leuten, die sich nicht mehr lieben!

Ich mache ihr den Vorschlag, ins Theater zu gehen. Sie lehnt es ab; ihre Migräne nimmt zu . . . sie fühlt sich unbehaglich . . . Treulose, ich verstehe Dich! . . . Warum sagst Du mir nicht frei heraus: „Ich liebe Dich nicht mehr! . . .“ Oh, ich würde Dir weniger grollen, wenn Du so handeltest. Aber man will zur Unbeständigkeit noch Falschheit und Verstellung fügen; man will uns immerwährend betrügen.

„Soll ich bei Dir bleiben?“ frage ich, als ob ich wegen ihrer Gesundheit besorgt wäre.

„Nein . . . nein . . . ich danke Dir . . . ich bedarf nur der Ruhe; morgen weiß ich nichts mehr davon.“

Sie kann die Besorgnis, welche ihr mein Vorschlag, der ihre Pläne stören würde, macht, nicht verbergen. Es hinge nur von mir ab, die Ausführung derselben heute Abend zu verhindern, indem ich bei ihr bleibe. Aber was würde sich daraus ergeben? . . . Ich würde den Augenblick nur verzögern . . . würde nicht bald das Vergnügen haben, sie zu beschämen. Oh, ich hüte mich wohl, diesen Augenblick hinauszuschieben! . . . ich wollte, er wäre schon da . . . Wenn wir irgend einen Schmerz empfinden sollen, sind die vorhergehenden Augenblicke peinlicher, als die, welche ihm folgen.

Es schlägt acht Uhr. Sie will sich zu Bett legen, und versuchen zu schlafen. Das heißt, mir das Zeichen zum Rückzug geben. Ich sage ihr Adieu; sie kommt und umarmt mich . . . sie drückt mir die Hand, und ihre Augen sind trocken, ihr Busen ist nicht aufgeregt! . . . Ich gehe . . . Es war Zeit, ich war nahe daran, loszubrechen.

Es ist mir ganz angenehm, daß ich noch zwei Stunden vor mir habe, ehe ich Raimund treffe; ich werde Zeit haben, ruhig zu werden, und zu einem Entschlusse zu kommen. Ich fühle schon, daß die frische Luft mir gut thut . . . Ich habe es hundertmal empfunden: eine mehr oder weniger dicke Atmosphäre beeinflußt unsere Denkart sehr, besonders wenn wir mit reizbaren Nerven behaftet sind. Etwas Regen, etwas Gewitter beruhigt, oder regt unsere Leidenschaften an: diejenigen, welche der Natur angehören, müssen ihr unterworfen sein, und dem Himmel sei Dank! ich kenne nur diese, und bin nicht der Ansicht derjenigen, welche behaupten, daß alle es seien. Sie hat meinetwegen ihre Tante, ihren Julius und sehr viele andere verlassen . . . warum sollte sie mich nicht auch verlassen? Sie liebt mich nicht mehr; das ist kein Verbrechen; sie betrügt mich, das ist es, glaube ich, was mich am

meisten bekümmert, denn es demütigt einen, betrogen zu werden, besonders wenn man in dem Alter ist, selbst betrügen zu können.

Aber ein solches Verhältnis mußte ja früher oder später endigen . . . Was schadet's! Was ich für sie empfand, war ja auch keine Liebe . . . Eben deshalb bin ich, glaube ich, so böse auf sie; es ärgert mich, daß ich sie mir habe zuvorkommen lassen. Die Liebe verzeiht sehr vieles, was die Selbstliebe nicht verzeiht.

Ich bin die ganzen Boulevards abgelaufen, habe Zeit gehabt nachzudenken, und meine Stellung genommen. Ich sehe ein, daß man ein Narr sein muß, um sich über den Verrat einer Frau, zu grämen, die unseretwegen andere verraten hat. Wie kann man denn auch nur auf die Treue jemandes rechnen, der uns als Bürgschaft nur Akte der Untreue giebt?

Ich bin also entschlossen, mich auf Kosten Karolinens zu amüsieren; das ist die beste Rache, die man an einer Frau die uns betrügt, nehmen kann. Jede Rache, bei welcher man Haß, Ärger oder Eifersucht bemerkt, kündet noch einen Rest von Liebe an, und ist keine Rache.

Um zehn Uhr bin ich im englischen Café . . . Ich lasse mir Punsch geben; ich will mich nicht betäuben, aber mich in den Grad von Thorheit versetzen, in welchem man die Thorheit der anderen weniger bemerkt. Mein Nachbar kommt in der gesuchten bequemen Toilette eines Mannes, der auf glückliche Liebesabenteuer ausgeht; nach seinem strahlenden Gesichte könnte man annehmen, daß er heute Abend der Held des Festes sei.

„Wir werden uns famos amüsieren," sagt er, indem er sich zu mir setzt, und seinen Ellbogen auf den Nachbartisch stützt, ohne zu bemerken, daß er denselben in den Milchreis stemmt, den ein alter Stammgast eben ruhig verzehrte.

„Den Teufel auch, mein Herr! . . . sehen Sie sich doch vor, was Sie thun!" sagt der alte Herr, seine Zeitung hinlegend.

Raimund erschöpft sich in Entschuldigungen, und stößt bei der Lebhaftigkeit, mit welcher er seinen Arm zurückzieht, die Reisschüssel auf die weiße Hose eines Stutzers, der gerade das Modejournal las.

Der Stutzer schreit auf, der alte Stammgast fährt Raimund grob an, und ich sehe, daß dessen Entschuldigungen die Sache vollständig verderben werden. Da ich nicht durch irgend ein Abenteuer verhindert sein will, zu Herrn von Grandmaison zu gehen, so thue ich mein Möglichstes, um die Ruhe wieder herzustellen. Es gelingt mir schließlich auch, aber aus Furcht vor irgend einem neuen Zufall ziehe ich Raimund mit mir aus dem Café.

„Der Abend scheint mir schlecht anzufangen," sage ich zu ihm, indem ich den Weg nach der Caumartinstraße einschlage.

„Pah, im Gegenteil! . . . das verspricht uns Fröhlichkeit. Was kann ich dafür, wenn dieser alte Politiker seinen Reis gerade unter meinen Arm stellt . . . er hätte ihn nur zu essen brauchen, anstatt die Zeitung zu lesen, so wäre es nicht passiert. Aber es ist halb elf; beeilen wir uns; ich wette, daß man auf uns wartet..."

„Das heißt auf Sie."

„Oh, ich habe Grandmaison eine Zeile geschrieben, um ihm mitzuteilen, daß ich einen Intimen mitbrächte; so erwartet man Sie also auch."

XVIII.

Das Souper.

Wir kommen in der Caumartinstraße an und treten in ein schönes Haus . . . Es ist gerade Karoline gegenüber. Wir steigen eine prachtvolle Treppe hinauf und gehen durch mehrere Vorzimmer, wo ein halbes Dutzend Lakaien gähnen; alles in diesen Räumen zeugt von Pracht und Reichtum . . . Das konnte ich ihr nicht bieten . . . ich glaubte, viel für sie zu thun . . . habe mir Einschränkungen auferlegt . . . mich in Schulden gestürzt . . . was wird mir dafür? . . . Oh, ich werde daran denken, daß ich sie habe aushalten wollen!

Mir klopft das Herz etwas, als wir uns dem kleinen Salon nähern, wo die Gesellschaft uns erwartet . . . aber ich fasse mich bald wieder. Wir treten ein . . . Ich sehe nur vier Herren, unter welchen sich der Hausherr nicht befindet.

„Ei, guten Abend, meine Freunde!“ sagt Raimund beim Eintreten, indem er auf alle diese Herren zueilt und ihnen die Hand drückt. „Hier ist ein liebenswürdiger Junge, der sich heute Abend mit uns amüsieren will. Aber wo ist denn Grandmaison?“

„In seinem Boudoir . . . er zähmt seine Kleine vor dem Souper . . .“

„Ah, richtig, richtig . . . sie treffen die letzten Arrangements, verständigen sich endgültig . . . Haben Sie sie gesehen, meine Herren?“

„Noch nicht. Sie soll reizend sein.“

„Verführerisch . . . und fast Jungfrau!“

„Teufel, das ist wunderbar!“

„Grandmaison empfiehlt uns auch, nicht so derb zu sein wie gewöhnlich.“

„Schön . . . wir werden allmählich vorge[illegible] um sie nicht

zu erschrecken. Aber geformt muß die Kleine ja doch werden und das bringt Grandmaison nicht fertig."

„Der arme Kerl! ... er bringt es höchstens zu einem kleinen Worte ... nach dem Souper."

„Er hat nicht das Sprechtalent wie Joconde!"

„Nein, aber sein Wein ist köstlich ..."

„Und sein Koch excellent ... Auf Ehre, alle Achtung vor ihm!"

„Vor dem Koch?"

„Nein, vor Grandmaison, Windbeutel! ... Na, meine Herren, also nichts zweideutiges, das ist heute nicht gestattet. Ich bin übrigens vor allem für gute Sitte."

Während dieser liebenswürdigen Unterhaltung amüsierte ich mich damit, mir die Herren anzusehen. Der eine dick, kurz und rot, begnügte sich damit, bei jedem Scherze der anderen zu lachen, ohne sich zu erlauben, selbst etwas hinzuzufügen. Derjenige, welcher am meisten sprach, war ein kleiner Mann von etwa fünfzig Jahren, der die jungen Leute überbieten wollte, indem er sich das Aussehen eines Taugenichts gab und alle Zoten sagte, die ihm durch den Kopf gingen. Ein magerer und bleicher junger Mann, dessen hohle und erloschene Augen ankündigten, welchen Mißbrauch er mit dem Leben trieb, lag ausgestreckt in einem Fauteuil und wiegte sich, indem er gelegentlich zu den Witzen Raimunds einige Plattheiten hinzufügte. Ein großer, dicker Mensch mit dummem Gesicht, großen Ochsenaugen und einer Gurkennase vervollständigte die Gesellschaft.

Endlich öffnet sich eine Thür und Herr von Grandmaison kommt, das Bein schleppend, herein; aber er ist allein.

„Wo ist sie? ... wo ist sie?" rufen alle auf einmal.

„Einen Augenblick! ... einen Augenblick noch! ... Sie werden sie sehen ... Sie macht etwas Toilette ... Als ich ihr sagte, daß sie mit meinen Freunden soupieren sollte, wollte sie nicht im Negligé erscheinen ... und dann ist's mir auch recht, daß sie alle die Geschenke sieht, die ich ihr mache. Ich habe sie mit einer Kammerfrau allein gelassen. Etwas Geduld und Punsch ... damit werden wir auf das Souper warten."

Raimund stellt mich Herrn von Grandmaison vor, der sich in banalen Komplimenten darüber, daß ich seine kleine Reunion verschönern wolle, erschöpft. Während ich ihm antworte, fürchte ich, daß er mich erkenne; aber meine Besorgnis ist bald zerstreut: ich sehe, daß er sein Opernglas braucht, um die Gegenstände genau zu unterscheiden.

Man bringt eine enorme Bowle voll Punsch, der die Herren soviel Ehre anthun, daß ich nicht weiß, in welchem Zustande sie an das Souper gehen werden. Der große Herr mit dem dummen Gesichte, den man Mylord nennt, füllt und leert nur sein Glas, während der kleine rote, den ich Zamorin nennen höre, sich mit Makaronen, Hippen und Biskuit vollpfropft, um das Souper desto besser erwarten zu können.

Der alte Wüstling und der junge Lebemann erkundigen sich nach dem Gesichte der neuen Maitresse Grandmaisons, der ihnen ihre einzelnen Reize beschreibt und ihnen für morgen mehr verspricht.

„Wie werden wir sie nennen?“ fragt Raimund.

„Sie wird sich Madame Saint-Leon nennen ... Ein hübscher Name das, nicht wahr, meine Herren?“

„Ja, sehr hübsch ... ich für meine Person gebe etwas auf den Namen.“

„Hat sie Kinder?“

„Dummkopf ... Du hast doch gehört, daß sie fast Jungfer ist.“

„Ja, aber fast heißt, daß ...“

„Nun, schweigen Sie, Raimund, Sie beleidigen die Unschuld!“ sagt Herr Rocambolle (das ist der alte Witzereißer).

„Ich bin überzeugt, daß Grandmaison diese Schöne in der Tugendhalle gesucht hat.“

Entzückt über seinen Witz, wendet sich Herr Rocambolle lachend zu dem jungen Manne, der gleichfalls lacht und dabei zwei oder drei schadhafte Zähne zeigt, die einzigen, die ihm geblieben sind.

Mitten in dem allgemeinen Lärm sage ich, da ich nicht aussehen will, als ob ich mich in der liebenswürdigen Gesellschaft dieser Herren langweilte, alles, was mir durch den Kopf geht, und habe manchmal, ohne mir Mühe zu geben, das Vergnügen, den heiteren Kreis zum Lachen zu bringen. Raimund ruft:

„Hatte ich Ihnen nicht gesagt, daß er ein Witzbold ist? ... ein reizender Mann!“

Ich scheine liebenswürdig zu sein; ich habe wahrhaftig nichts dazu gethan, aber die Herren sind wohl gut aufgelegt.

Es wird gemeldet, daß das Souper serviert ist. Grandmaison sieht auf seine Uhr.

„Es sind drei Viertelstunden,“ sagt er, „sie muß fertig sein ... ich werde sie holen. Begeben Sie sich ins Speisezimmer, Sie sollen sie sehen.“

Er entfernt sich, und Raimund, welcher die Hausgelegenheit kennt, führt uns in einen mit Eleganz dekorierten runden Saal, in dessen Mitte eine Tafel prangt mit allem, was Auge, Nase und Gaumen kitzeln kann.

Eine auf einem kleinen Kamin aus weißem Marmor stehende schöne Standuhr zeigte gleich zwölf Uhr.

„Teufel!" sagt Rocambolle, „schon Mitternacht! . . . Wir werden nicht viel Zeit haben, uns zu ergötzen."

„Auch nicht zu essen," setzt Zamorin hinzu.

„Warten Sie, warten Sie, meine Herren!" ruft Raimund, der immer wieder Mittel finden will, allem abzuhelfen; „ich werde sie um eine Stunde zurückstellen."

„Gut gesagt! . . . gut gesagt!" tönt es von allen Seiten . . . „Dieser verteufelte Raimund ist nie in Verlegenheit! . . . er ist erfinderisch wie ein Backfisch."

Erfreut, den Reichtum seiner Phantasie zeigen zu können, eilt Raimund an die Pendüle; er nimmt lebhaft die Glocke ab, welche dieselbe bedeckt, dreht die Zeiger und stellt den Rückgangsapparat; nach der Weise, wie er mit der Uhr umgeht, glaube ich, daß es in zwei Stunden noch nicht Mitternacht sein wird. Unsere Aufmerksamkeit wird durch den Ton der Stimme des Herrn von Grandmaison abgelenkt: das zeigt uns die Ankunft derjenigen an, welche alle erwarten, aber mit viel weniger Ungeduld als ich.

Aller Augen wenden sich der Thür zu, durch welche sie eintreten wird; ich allein stelle mich abseits, so daß ich nicht gleich bemerkt werden kann. Wir hören schon das Knistern des Kleides . . . In diesem Augenblicke ertönt ein sehr starkes Knacken im Zimmer: Raimund hat die große Feder der Uhr abgebrochen und eilt, um seine Dummheit zu verbergen, der Schönheit, die uns vorgeführt werden soll, entgegen. Sie erscheint endlich, geführt von Herrn von Grandmaison und Raimund, welcher sich ihrer andern Hand bemächtigt hat und schon alle die schönen Sachen losläßt, die er zu sagen imstande ist.

Ihre Toilette ist prächtig: ein Kollier von Smaragden glänzt auf ihrer Brust; ein sehr schöner Kamm und Edelsteine im Haar erhöhen den Glanz ihres Putzes. Sie erscheint mit gesenkten Augen und giebt sich ein Aussehen der Bescheidenheit, ähnlich demjenigen, auf welches ich das erste Mal, als ich sie gesehen, hineingefallen bin. Dies Weib kann mit ihrer Physiognomie machen, was sie will . . . Sehen wir, wie sie meinen Anblick ertragen wird.

Sie hat endlich die Augen auf die Gesellschaft erhoben; ein Konzert von Lobesworten und Komplimenten ertönt sofort: sie ist in der That sehr schön, und die Herren bemühen sich um die Wette, um einen genügend lebhaften Ausdruck für ihr Entzücken, ihre Extase zu finden. Wie glücklich Karoline in diesem Augenblicke ist! . . Ihre Stirn rötet sich, aber vor Vergnügen und Stolz und nicht vor Bescheidenheit.

„Aber wo ist denn mein Freund?“ ruft Raimund, indem er sich nach mir umsieht. Er bemerkt mich in dem Winkel, von welchem aus ich die Sonne betrachte, eilt auf mich zu, faßt mich bei der Hand und zieht mich auf Karoline zu.

„Kommen Sie doch,“ sagt er, „kommen Sie doch, um die drei Grazien zu sehen . . . es ist Hebe . . . ist Venus . . . ist Psyche . . . ist . . .“

Ein Schrei Karolinens unterbricht ihn. Sie hat mich in dem Augenblicke angesehen, wo ich ihr mein Kompliment mache, indem ich Herrn von Grandmaison gratuliere. Sie erbleicht . . . wird unruhig . . . will sich fassen . . . aber die Aufregung ist zu stark; sie taumelt und fällt auf ihren neuen Anbeter. Dieser war gerade dabei, auf die Gratulationen seiner Freunde zu antworten, und empfängt das Mädchen in dem Augenblicke, wo er aus einer goldenen Dose eine Prise nimmt, um eine pikante Antwort für die Herren zu finden. Der Arme hat nicht die Kraft, diesen unerwarteten Anprall auszuhalten; sein linkes Bein ist nie stark, und da das Gewicht Karolinens das rechte einknickt, so fällt er schwerfällig um; seine Hand, die nach einem Halt sucht, findet nichts als den Schenkel des Herrn Rocambolle, an welchen er sich anklammert. Aber die Hand des Herrn von Grandmaison hat nur Baumwolle ergriffen, die der alte Schwerenöter sich in die Hose steckt, um sich üppige Formen zu geben; der Stoff reißt und die falsche Lende des Herrn Rocambolle bleibt in der Hand des Herrn von Grandmaison.

Während Herr Rocambolle wütend seine baumwollene Lende wieder an sich nimmt; während der junge Zahnlose sich in einen Fauteuil wirft und wie ein Besessener lacht; während Zamorin nachsieht, ob das Souper auch nicht kalt wird, und Mylord alle mit Augen anrollt, die aus ihren Höhlen gehen zu wollen scheinen, stürzt Raimund nach dem Tische, um etwas zu suchen, was er der Ohnmächtigen geben könne. Indem er eine Karaffe ergreifen will, stößt er zwei Flaschen Madeira und einen Kandelaber mit Kerzen um; die Flaschen fallen Herrn von Grandmaison aufs Gesicht,

welcher flucht, daß ihm die Nase eingeschlagen sei, während Zamorin beim Anblick der Verwüstung, welche Raimund unter dem Souper anrichtet, um Hilfe ruft. Die Bedienten eilen herbei, aber ihre Anwesenheit vermehrt nur den Wirrwarr.

Karoline ist noch immer ohnmächtig oder stellt sich so, um ihre Verlegenheit zu verbergen. Herr von Grandmaison fährt fort zu fluchen, Rocambolle zu schreien, Zamorin zu seufzen, der junge Mann zu lachen; der Engländer versucht, einige Flaschen Champagner in Sicherheit zu bringen, und Raimund, der der Schönen Beistand leisten, Grandmaison aufrichten und den Frieden wieder herstellen will, stößt Möbel um, zerbricht Flaschen und Teller, wirft dem einen ein Huhn ins Gesicht, dem andern eine Torte in den Schoß und fällt schließlich selbst über einen mit Likören und eingemachten Früchten bedeckten Guéridon.

Was soll ich noch bei Herrn von Grandmaison thun? Meine Rache ist vollständig; die Unordnung ist auf ihrem Gipfel; diese Szene des Vergnügens hat sich in eine Szene des Tumultes und Schmerzes verwandelt, Schreien ist dem Singen gefolgt, Klagen den Witzen, Zorn der Trunkenheit, Traurigkeit der Fröhlichkeit; Karoline hat mich gesehen und erkannt, und die Wirkung hat meine Erwartung übertroffen. Ich bin befriedigt; mag sich jeder aus seiner Lage ziehen, wie er kann; ich verlasse das Haus des Herrn von Grandmaison, von dem Gefühle, welches die junge Blumenmacherin mir eingeflößt hat, gründlich geheilt.

Ende.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kock, Paul <<de>>,

Mein Nachbar Raimund

Berlin [ca. 1850]

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 2682#(Beibd. 1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11257611-4